

Muss sich die Deutung immer auf die Übertragung beziehen, um wirksam zu sein?

Tag 3

Prof. Dr. Léon Wurmser

Seminar vom 25. bis 30. April im Rahmen der
60. Lindauer Psychotherapiewochen 2010 (www.Lptw.de)

Mehr zum Problem der negativen therapeutischen Reaktion

Ich greife das gestrige Thema der NTR mit zwei Fallbeispielen auf. Das erste stammt von einer sehr erfahrenen, einfühlsamen Kollegin, Dr. Jung, deren Arbeit ich sehr gut aus der Supervision kenne. Das zweite ist von einem Fall, den ich vor 6 und 7 Jahren hier schon eingehend dargestellt habe, aber damals noch nicht so markant unter dem Blickwinkel der NTR.

**Zoe: „Alles, was Sie sagen, trete ich mit Füßen“
„Jemand ist gut zu mir und ich trete zu“**

„Alles chic!“

Die Mitte zwanzig jährige, schöne, sehr sympathische und leistungsstarke Studentin Zoe besuchte über Weihnachten 2006 ihre Großmutter ms., den Vater und ihren Bruder. Doch das Fest war ohne Freude. Schmerzlich fehlte die Mutter. Sie war vier Jahre zuvor an Brustkrebs

Seite -1-

verstorben. Doch statt Trauer, gemeinsamem Gedenken oder geteilter Sehnsucht, war die Stimmung nur bedrückend. Zoe wurde immer depressiver und antriebsloser, sie grübelte viel, zweifelte an sich und ihrem Wert, war Selbstmord gefährdet. Das war seit dem Tod der Mutter nicht die erste schwere Depression. Schon drei mehrmonatige stationäre Aufenthalte lagen hinter ihr. Als sie von den Weihnachtsferien zurück nach Berlin kam, verschlechterte sich ihre Wohnsituation dahingehend, dass ihre Mitbewohnerin einen neuen Freund hatte, der ständig anwesend war und kein Raum für Gespräche zwischen den Frauen blieb. Die Patientin fühlte sich ausgeschlossen und allein, „wie ein aus dem Nest gefallener kleiner Vogel“. Die bulimische Symptomatik, unter der sie schon seit 10 Jahren litt, verstärkte sich in bedrohlicher Weise. In dieser Situation fing sie an, gezielt nach einem Psychotherapieplatz zu suchen. Sie hatte vor allem Angst, ihre Leistungsfähigkeit zu verlieren.

Ihre Eltern hatten sich beim Tanzen auf dem Dorf (DDR) kennengelernt, für die Mutter war der Vater der Patientin der 1. Freund und der einzige Mann im Leben. Die Eltern liebten sich und waren laut Patientin „süß“ zusammen. Die Eltern heirateten. Zuerst wurde der **Bruder** geboren. Er ist homosexuell und lebt in einer festen Beziehung. Er war ein schlechter Schüler, schaffte aber doch das Abitur, machte eine Lehre und ist in seinem Beruf sehr kreativ und erfolgreich. Gerade in dieser kreativen Seite war er der Mutter immer sehr nah. Er wurde auch immer finanziell bevorzugt, besonders von der Großmutter ms., deren Liebling er bis heute ist. Dem Vater war er nicht hart genug. Sie teilten keinerlei Interessen. Nach 4 1/2 Jahren wurde Zoe geboren. Sie war ein Wunschkind, die Schwangerschaft war unkompliziert, die Geburt „reibungslos“, sie wurde gestillt, kam in die Krippe. Die Mutter (Säuglingskrankenschwester) arbeitete als Erzieherin in einer Krippe, die der Krippe der Patientin gegenüber lag. Man sagte, Zoe war ein liebes Kind, das früh sauber war und brav Mittagsschlaf gehalten hat. Die **Mutter** (+26) hatte eine ältere Schwester (+10), die nach der Wende und dem Überschreiben des großelterlichen Hauses an die Mutter, diese mit überzogenen Forderungen traktierte und für ständigen Streit, auch zwischen den Eltern, sorgt. Der Vater, handwerklich sehr begabt und in diesem Bereich tätig, hätte sowieso lieber ein eigenes Haus gebaut. Die Mutter bezahlte und bezahlte, wollte alles harmonisch halten, konnte aber Streitigkeiten zu ihrem großen Kummer nicht verhindern. Zoe war an den Wochenenden gern bei den Gem im Haus. Dorthin zog auch der Vater nach dem Tod der Mutter. Er zog zu seiner Schwiegermutter, mit der er sich eigentlich nie verstanden hatte. Dagegen blieb Zoe noch ein Jahr allein in der elterlichen Wohnung zurück. Sie löste neben ihrem Studium und der Arbeit die Wohnung auf, brachte die Kleider der Mutter weg, beantragte für den Vater die Witwerrente. Der Vater nahm nur die Katze mit, die ihm die Mutter vor ihrem Tod besonders ans Herz gelegt hatte. Er ließ sie einschläfern, ohne Zoe auch

Seite -2-

nur zu informieren. Über die Mutter wurde nicht gesprochen, auch ihr Fehlen nicht benannt. Sie war als eine Art bedrückender Leere präsent. Den Friedhof konnte Zoe nicht besuchen.

Nicht erst der Tod der Mutter machte die Familie wortwörtlich „sprachlos“, auch die Erkrankung selbst war tabuisiert. Als die Zoe 13 Jahre alt war, entdeckte ihre Mutter bei sich in Anwesenheit von Zoe einen Knoten in der Brust. Operation, Chemotherapien, Hoffnungen, Angst, Verleugnung füllten die nächsten sieben Jahre. Die gerade begonnene Pubertät nahm durch die Krankheit der Mutter einen völlig anderen Verlauf. Sie verbrachte plötzlich fast die gesamte Freizeit mit der Mutter. Sie sagte: „Mit der Krankheit wurde meine Mutter mein Lebensinhalt“, „Meine Mutter war meine beste Freundin“, „Ich kam nach der Schule nach Hause - und wir haben was zusammen gemacht“, „Ich bereue nicht, dass ich so viel Zeit mit ihr verbracht habe, ich würde es wieder so tun“, „Geweint habe ich nur im Schlaf.“ Die Mutter band Zoe eng an sich, ließ sie kaum zum Sport, wollte sie immer in ihrer Nähe haben. Doch sonst wollte sie „niemandem zur Last fallen“. Die Mutter war nicht klagsam. Sie sagte immer: „Ich brauche nichts“, „Mir geht es gut“. Ihre Ängste zeigte sie nur Zoe, die damit völlig überfordert war. Als sie beim Vater Hilfe suchte, wies er sie schroff zurück: „Ich will nichts davon hören!“ Sattdessen verschaffte sie sich durch Essen, induziertes Erbrechen und Sport Erleichterung. Der Vater versuchte, die Erkrankung der Mutter zu verleugnen. Gefühle zu zeigen, war ihm nicht möglich. Noch zur sterbenden Mutter sagte er: „Das wird schon wieder“ Als die Mutter wegen eines Virusinfektes ins Krankenhaus kam, dachte auch Zoe nicht, dass die Mutter sterben würde. Doch die Mutter selbst wusste es. Sie besprach mit dem *Bruder* die Beerdigung, sagte dem *Vater*, dass sie ein schönes gemeinsames Leben hatten, und der *Freundin*, dass sie diesmal nicht mehr aus dem Krankenhaus herauskommen werde. Nur mit Zoe war nichts besprochen. Ausgerechnet sie, mit der die Mutter als einziger Ängste und Sorgen geteilt hatte, war nicht gewarnt gewesen. Zoe besuchte sie jeden Tag nach der Arbeit. Am letzten Tag begrüßte ihre Mutter sie mit: „Nicht auch noch du, Zoe!“ Ärzte und Schwestern agierten hektisch im Krankenzimmer und Zoe dachte, sie stört. Sie ging nach einer Viertelstunde: „Ich gehe jetzt. Morgen ist es bestimmt besser“. Eine halbe Stunde später war die Mutter tot. Bis heute quält sie sich damit, nicht länger geblieben zu sein. Den letzten Satz ihrer Mutter konnte sie nicht verstehen. Sie hatte überhaupt nicht damit gerechnet, die Mutter zu diesem Zeitpunkt zu verlieren. Sie fühlte sich auch um den Abschied betrogen und völlig allein gelassen. Sie versuchte, durchaus erfolgreich, ihr Leben durch noch mehr Arbeiten in den Griff zu bekommen. Sie arbeitete und studierte, aber in den Semesterferien im Sommer wurde sie regelmäßig um den Todestag herum so schwer depressiv, dass sie in drei aufeinander folgenden Jahren jeweils über Monate stationär und auch mit

Antidepressiva behandelt werden musste. Von den Klinikaufenthalten konnte sie kaum profitieren. Sie wurde am Leben gehalten, aber sie wehrte sich gegen alle Interventionen.

Zum Vater ist vielleicht noch zu erwähnen, dass sein Vater im WK2 fiel und über ihn nie gesprochen wurde. Die Gmv heiratete später wieder, und die Situation mit dem Stiefvater gestaltete sich für den Vater schwierig. Er machte sich früh selbständig und erlernte einen Beruf, bei dem er viel im Auslandseinsatz war (West-Berlin, Österreich, Irak). Es war ihm wichtig, ein richtiger Mann zu sein. Beiden Eltern war es wichtig, sich für die Kinder aufzuopfern.

Bis zur Erkrankung der Mutter empfand Zoe ihre Kindheit als glücklich. Sie hat die Kindergartenzeit als unbeschwerte Zeit mit Freunden und Freundinnen in Erinnerung. Die Einschulung war ein schönes Ereignis, die Klassenlehrerin nett, die Horterzieherin ebenfalls. Sie spielte Fußball mit Jungs und war auch in Handball, Karate, Leichtathletik sehr erfolgreich und Liebling der Sportlehrerin. Sie war beliebt, zwei Jahre Klassensprecherin und erinnert sich an schöne Klassenfahrten. Dass sie zu Beginn der Erkrankung der Mutter so still wurde, fiel *einer* Lehrerin auf, die sie nett darauf ansprach. Die Patientin konnte nichts von der Erkrankung der Mutter sagen. Das erste Studium wählte sie so aus, dass sie bei der Mutter bleiben konnte. Ihr zweites Studium entsprach ihrem eigentlichen Berufswunsch. Sie war sehr gut darin und arbeitete gleichzeitig hart für ihren Lebensunterhalt. Sie galt als besonders pflichtbewusst, nie lehnte sie eine ihr übertragene Aufgabe ab. Auch dann nicht, als ihr bereits bewusst geworden war, dass sie mit dem vielen Arbeiten ihre Trauer abwehrt. Sie lebte ungewollt allein und sehnte sich nach Mann und Kindern. Die einzige längere Beziehung bestand noch zu Lebzeiten der Mutter zu einem Bauingenieur. Erst viel später konnte sie davon erzählen, dass er sie regelmäßig vergewaltigte. Sie dachte, das sei der Preis dafür, nicht allein zu sein.

Zunächst wurde eine Kurzzeittherapie eingeleitet. Vor einer analytischen Psychotherapie hatte Zoe Angst. Sie wollte sich nicht einlassen und noch einmal verlassen werden. So gab es zunächst nur eine Sitzung wöchentlich und das erschien ihr bereits als übermäßige Inanspruchnahme der Krankenkasse. Regelmäßig begann sie die Stunde mit „Alles chic!“ und beendete das Sprechen über einen Konflikt nach wenigen Sätzen mit: „Na, geht schon!“, „Na, wird schon“. Die Mutter-Übertragung war augenfällig. Sie wollte die Therapeutin nicht belasten. Dieser Widerstand war vergleichsweise noch einfach zu bearbeiten. Doch musste man weiter sehr aufpassen, denn schlimme Dinge erwähnte sie nur beiläufig, so beiläufig, dass man erst *nach* der Stunde realisierte, was einem da eigentlich erzählt worden war. Dazu gehörte vor allem die Schilderung der Hirndrucksymptomatik.

„Wenn ich mich opfere, wird sie überleben“

Mit 11 Jahren musste sie die ganzen Sommerferien über mit Fieber und Kopfschmerzen im Bett bleiben. Zwei Jahre danach stellten sich eine Migraine accompagnée und Spannungskopfschmerzen ein. Die viel später durchgeführte Diagnostik erbrachte eine Aquäduktstenose und einen Hydrocephalus internus. Vielleicht war die Ursache der Infekt mit 11 Jahren gewesen, vielleicht war es eine Meningitis. Wenn es so war, war die Meningitis nicht behandelt worden.

Als sie in Therapie kam, hatte sie ca. 1x/Monat Zustände mit massiven Kopfschmerzen, Übelkeit, Erbrechen, Kribbeln in den Lippen, Wortfindungsstörungen, Gesichtsfeldausfällen, Konzentrationsstörungen und Somnolenz. Die Häufigkeit der Attacken nahm rasch zu. Sie bagatellierte die Symptomatik: „Alles chic, nur ein bisschen Kopfschmerzen“ beziehungsweise tat sie als „psychosomatisch“ ab und entzog sie der Bearbeitung: „Alles, was meinen Körper betrifft, interessiert mich nicht!“ Durch die Hirndrucksymptomatik entstand ein zusätzlicher Teufelskreis: Hirndruck -> Wortfindungsstörungen, als „Tolpatschigkeit“ fehlinterpretiert -> Wut -> Wendung gegen das eigene Selbst -> Bulimie -> Kaliummangel und Scham -> Gefühl des Unwerts -> selbstverletzendes Verhalten (und zwar: mit der das Erbrechen induzierenden rechten Hand gegen die Wand schlagen) -> kurze Erleichterung -> verstärkte Scham und Depression. Es brauchte über ein Jahr, bis sie eine hinreichende Diagnostik zuließ, und noch einmal 1 1/2 Jahre, bis sie sich operieren ließ. Und das trotz zunehmender Hirndrucksymptomatik und mehreren notfallmäßigen Rettungsstellen-Behandlungen nach Zusammenbrüchen.

Wie sollte man dieses Hinauszögern und Verhindern verstehen? Als sie begann, überhaupt Gefühle zuzulassen, wurde sie von Trauer, Sehnsucht und Schuld überwältigt. Sie hatte die Mutter nicht gerettet und ihr Sterben nicht erkannt! Sie hatte als Jugendliche die Idee, wenn sie selbst auf alles verzichte und der Mutter den Rücken freihalte, werde diese wieder gesund („wenn *ich* mich opfere, schafft *sie* es“). Dies führte in erster Linie dazu, dass Zoe als Jugendliche auf alles verzichtete und sich ganz der Mutter widmete. Und jetzt verweigerte sie die lebensnotwendige Ventrikulostomie aus einer Todessehnsucht heraus, einer Sehnsucht nach der Mutter, aus Überlebensschuld und Selbstbestrafung. Die Mutter nicht gerettet und selbst überlebt zu haben, schien ein todeswürdiges Versagen. Zoe blieb an den Schmerz über den Verlust der Mutter gebunden: **der Schmerz ersetzte die Mutter**, weshalb jede Verbesserung ihres Zustands zu einer Vertiefung ihrer Schuld, zum Drang nach noch mehr Buße und zu noch mehr Symptomatik führte. Umgekehrt führte jede Entlastung von Schuldgefühlen zu einer

Lockerung der Bindung an die verlorene Mutter und löste Selbsthass und ebenfalls wieder Symptomatik aus. Ein gefährliches Dilemma.

Obwohl sie immer mehr wagte, über schreckliche Dinge in der Kindheit zu sprechen, blieb sie doch gleichzeitig gebunden an die Fiktion einer glücklichen Kindheit, wo es keine Eifersucht auf den bevorzugten Bruder, keine Wut auf den harten Vater und die ungerechte Mutter gab. Der Bruder wurde einerseits vom Vater verachtet und auch geschlagen, aber andererseits von Mutter und Großmutter massiv bevorzugt. Während sich Zoe alle Extras ab 13 Jahren selbst verdienen musste, sogar ihr Mineralwasser, bekam der Bruder den Führerschein, ein Auto und die Miete für die Wohnung in Berlin (zusätzlich dazu, dass er in seiner Lehre schon Geld verdiente). Doch Neid und Eifersucht konnte Zoe nicht empfinden, sondern nur Mitgefühl, wenn er geschlagen und gedemütigt wurde. Auch Genugtuung konnte sie deswegen nicht fühlen. In der Kindheit hatte der Vater z.B. zum Bruder gesagt: „Wenn du dich noch einmal von Klassenkameraden verprügeln lässt, verprügele ich dich!“ Alles Weiche, Gefühlvolle, Schwache war ihm zuwider. Doch auch die Mutter schlug. Da der Vater oft auf Montage war, war sie überfordert. Sagte Zoe „ich will“ statt „ich möchte“, kam sie mit einer „drei“ nach Hause oder verteidigte den Bruder, wenn *er* Schläge bezog, wurde auch sie geschlagen. Weinte sie beim Geschlagen-werden, wurde sie erst recht geschlagen. Als kleines Kind *konnte* sich S. nicht wehren. Was die Eltern sagten oder taten, war ihr „heilig“. Und als die Mutter krank war, *durfte* sie sich nicht mehr auflehnen. Auch durfte die Mutter auf keinen Fall überfordert werden. Und nach dem Tod der Mutter gab es auch keine Chance mehr, auf sie wütend zu sein. Wut auf die Mutter hätte bedeutet, sie gänzlich zu zerstören, sie noch einmal zu töten. Mit der Abwehr der Wut gingen Zoe aber auch alle anderen Gefühle für die Mutter verloren. Sie konnte sie nicht als innere, Trost spendende Mutter bewahren.

Nicht nur die Situation mit dem Hirndruck war bedrohlich. Alles konnte die Symptomatik verschlechtern: das Bewusstwerden der eigenen Geschichte, praktisch jede Kränkung und jeder Konflikt *außerhalb der Therapie*, und *in der Therapie*: Träume von der verstorbenen Mutter, das Sprechen über ambivalente Gefühle der Mutter gegenüber, über sexuell traumatisierende Erfahrungen oder auch nur über ihren Körper. Alles konnte den Teufelskreis aus Essattacken, Brechexzessen, exzessivem Joggen, Entzündung in den Kniegelenken, Hypokaliämie und Unruhe auslösen. Danach kam der Selbsthass und die Selbstentwertung. Zwei Mal war die Unruhe so stark, dass sie (ohne dass ihr eine suizidale Absicht bewusst gewesen wäre) eine Überdosis der ihr verordneten Medikamente einnahm und in die Notaufnahme gebracht werden musste. Sie sagte: „Ich bin der letzte Scheiß“, „Ich kann nicht um Hilfe bitten, ich habe keine

Seite -6-

Hilfe verdient!“, „Meine Mutter hätte tausend Mal mehr verdient zu leben als ich.“, „Ich hasse mich. Ich hasse meinen Körper.“, „Mein Leben ist mir scheißegal.“ und „Wer bin ich schon? Was kann ich? Nichts!“. Dafür beneidete sie alle, die noch eine Mutter hatten oder zumindest nicht alleine waren. Und schließlich gab es dann doch noch Wut auf Bruder und Vater, die sich während der Krankheit und nach dem Tod der Mutter entzogen und die Patientin mit allem im Stich liessen und auf die Mutter, die „nur mit sich beschäftigt“ gewesen sei.

Schließlich wurde ein Klinikaufenthalt unumgänglich. Dort konnte sie wenigstens die Entscheidung zur Hirnoperation treffen, wenn auch die Bulimie nur wenig gebessert war. Vom Behandlungsbeginn bis zur Op waren fast drei Jahre vergangen. Danach verschwanden die Hirnnervenausfälle die Konzentration war wieder möglich, die Kopfschmerzen waren gebessert, ihr Leben gerettet.

„Treten Sie mir in den Arsch“

Die Erfahrung, dass sie zu einem Krankenhausaufenthalt gezwungen und zu einer Operation überredet wurde, wurde von Zoe als Beleg dafür erlebt, dass man ihr in den „Arsch treten muss“. Das Gezwungenwerden war eine Art Zuwendung, sowohl Aufmerksamkeit wie auch ein Überwältigtwerden. Sie begann, über die zurückliegenden Vergewaltigungen durch ihren Freund zu sprechen, der Beschämung und dem Selbsthass. Sie fürchtete, auch von der Therapeutin deshalb verachtet zu werden. „Schließlich habe ich es zugelassen. Dafür schäme ich mich am meisten.“ Dass Deutungen möglicherweise auch als penetrierend erlebt wurden, wurde damals noch nicht bearbeitet.

Es gab also einen masochistischen Übertragungswunsch und darin eine Identifikation mit dem Bruder, der geschlagen wurde, aber um den man sich gekümmert hat: Schläge als Preis für die Aufmerksamkeit. Sie sagte: „Sie können mir ruhig eine klatschen!“ In der Gegenübertragung war das schwer auszuhalten.

„Sie sind nicht meine Mutter. Niemand kann meine Mutter ersetzen!“

Die Befriedigung über die Aufmerksamkeit und die Einmischungen in ihr Leben war aber so kurz - wie die Enttäuschung, dass sie nicht durch die Mutter erfolgten, lang war. Schnell schritt sie voran vom anfänglichem: „Ich will Sie nicht belasten!“ und „Ich habe Sie nicht verdient!“ zur Wut: „Niemand kann meine Mutter ersetzen!“, zur Sehnsucht: „Ich kann doch nicht sagen: Nehmen Sie mich in Ihren Urlaub mit““ und erneuter Wut darüber.

Zoe hatte sich zwar in die analytische, zeitweise stark modifizierte Psychotherapie eingelassen, aber jetzt forderte sie konkret Liebe. Der Verlust der Mutter war ein Trauma und nicht zu symbolisieren. Sie musste realen Ersatz für sie haben. Doch das löste wiederum Schuldgefühle aus. Nur selten gelang es ihr, ihre eigene Mutter als eine innere tröstende Mutter zu aktivieren, die ihr sagte: „Das ist jetzt eine Durststrecke. Das geht vorbei. Das schaffst du.“. Sie konnte zeitweise sogar Wut auf die Mutter zulassen und sagen: „Sie hat mich benutzt!“ „Sie hat meinen Bruder bevorzugt!“, „Wie es mir ging, war ihr doch egal“, „Sie war egoistisch, es ging ihr nur um sich selbst“. Doch als die positive Mutterübertragung die Enttäuschung an der realen Mutter nicht aufwiegen konnte („Sie sind nicht meine Mutter, und Sie können sie nie ersetzen!“), brach massiv Eifersucht aus ihr heraus: „Ihre Kinder haben es gut. Ich hoffe, die wissen es zu schätzen!“ Die Sehnsucht nach einer realen guten Mutter wurde immer stärker: „Wenn Sie keine Familie hätten, könnten Sie mich adoptieren“. In dem Dilemma der Sehnsucht nach einer guten Mutter und der zunehmenden Erkenntnis, dass ihre Mutter ihre Fehler nie mehr wieder gutmachen kann, entstand eine wütende innere Leere und ein massiver Drang, sich selbst herabzuwürdigen. (Es war auch, als würde sie die gemeinsame Arbeit „tot machen“, leer machen, so dass sie sich nicht mehr von der toten Mutter unterscheidet.)

„Ich bin der letzte Scheiß“

Kurze Phasen intensiven Arbeitens mit entsprechend guten Fortschritten wechselten sich mit langen Phasen schwerster Suizidalität und selbst verletzendem Verhalten ab. Sie schlug mit der Hand gegen die Wand, bis der Knochen splitterte, ging achtlos über die Straße, um überfahren zu werden, joggte bis zum massiven Kniegelenkerguss, spendete bei verschiedenen Organisationen in viel zu kurzen Abständen Blut – und berichtete wahrheitsgemäß davon in den Sitzungen. Die Patientin erbrach sich, bis sie blutete, suchte ihre Hausärztin nicht auf oder belog sie, hungerte so massiv und trank gar nichts, dass sie in einer Sitzung zusammenbrach und mit einer lebensbedrohlichen Hypokaliämie von der Feuerwehr aus dem Behandlungszimmer in die Rettungsstelle gebracht werden musste. Jeder Erfolg wurde jetzt mit Selbsthass quittiert: „Wen interessiert das? Was ist schon ein Vordiplom. Ich bin doch der letzte Scheiß!“

Jede Deutung, jede reale Freundlichkeit führte zu weiteren Verschlechterungen. Sie kündigte über Monate ihren Selbstmord an und verweigerte eine weitere Klinikeinweisung: „Sie wollen mich ja nur loswerden!“ Deutungen entleerte sie allen Inhalts, wendete sie regelmäßig gegen sich, indem sie den Inhalt verzerrt und entstellt aufnahm, oder sie hörte Interventionen nicht und brachte immer wieder das selbe Material und vor allem sich wiederholende Klagen und

Selbstanklagen. Die Selbstzweifel der Behandlerin wurden immer stärker und auch die Vorstellung, dass die lang dauernde Hirndrucksymptomatik wohl doch einen organischen Schaden hinterlassen haben müsse. Wenn sie am Stundenende schwer suizidal war, brachte sie die Behandlerin in die Situation, *nicht nicht* reagieren zu können. Sie konnte sie nicht nicht anrufen. Die Therapeutin fühlte sich durch die Selbstmorddrohungen von Zoe kontrolliert und bestraft. Zoe gelang es auch ohne „Adoption“ in das Privatleben der Behandlerin einzudringen, die ständig in Sorge war. Auch häuften sich Anrufe – und Entwertungen der gemeinsamen Arbeit. Dabei war sie für die Aufmerksamkeit keineswegs dankbar. Nach einem 25 minütigen Telefonat konnte sie sagen: „Naja, danke, auch wenn Sie keine Zeit für mich hatten!“ Es wurden auch zahlreiche Therapiesitzungen an Samstagen eingeschoben. Wollte sie wegen Schichtdiensten Stunden verschieben, wurde immer versucht, ihr entgegen zu kommen. Aber nichts half, nichts war richtig. Sogar von ihr selbst abgesagte Stunden machte sie der Behandlerin zum Vorwurf. Fast jeder Satz enthielt das Wort „Scheiße“. Der Neid auf andere nahm zu, auch auf die Familie der Therapeutin und auf die Therapeutin, dass sie eine Familie hat. Sie warf der Behandlerin vor, sich nicht einfühlen zu können: „Alle haben Familie! Sie auch!. Sie können nicht nachvollziehen, wie ich mich fühle ... Wissen Sie, was das für ein Gefühl ist? Niemand schert sich um einen. Man ist so machtlos. Alles was ich anfasse, wird nix. ... Man muss mir eine reinhauen, dass ich aufwache.“ Und: „ Ich sehe, dass Sie mir viel geben. Aber ist jemand gut, trete ich zu.“ Die Behandlerin fühlte sich völlig hilflos. In dieser aussichtslosen Situation stimmte Zoe schließlich doch noch einmal einer kurzen stationären Behandlung zu. Danach war sie zugänglich für die Deutung, dass die Behandlerin sich für ihr Überleben so verantwortlich fühlt, wie sie selbst sich als Jugendliche für das Überleben ihrer Mutter verantwortlich gefühlt hatte, und dass sie ihre Überforderung, Hilflosigkeit und Angst nachempfinden kann. Diese Deutung erreichte sie schließlich. Dann konnte sie zu Recht sagen: „Ohne Sie wäre ich nicht mehr am Leben!“ „Es tut mir leid, dass ich Sie gequält habe.“ „Ich habe doch von Ihnen mehr Mütterliches bekommen als von meiner Mutter.“

„Alles, was Sie sagen, trete ich mit Füßen!“

Bei all dem muss man sagen, dass Zoe keine Ablehnung auslöste. Sie ihrerseits kam auch immer pünktlich und zuverlässig. Es war nur klar, dass eine „emotional korrigierende Erfahrung“, egal wie gut und andauernd sie sein würde, ihr nicht helfen würde, sondern nur vertieftes psychoanalytisches Verstehen. Doch das wollte sie nicht. Schon vor dem kurzen Klinikaufenthalt hatte sich die Frage nach dem letzten Verlängerungsantrag gestellt. Sie lehnte ab: „Der Scheiß bringt doch nichts.“ „Sie gehen nach Hause zu Ihrem Hund und Ihrer Familie,

und wahrscheinlich haben Sie eine tolle Wohnung. Ich gehe nach Hause und überlege mir, wie ich mich umbringe... Lassen wir doch einfach die Analyse!“ Therapeutin: „Nein, ein Jahr haben wir gebraucht, um aus der Mutter-Übertragung („alles chic“) rauszukommen, Sie wollten mich immer nur schützen und gar nichts Schlechtes erzählen. Dann haben Trauer und Wut Sie überflutet. Und Sie dachten, es mache mir nichts, wenn Sie leiden. Jetzt wissen Sie, dass es mir was ausmacht, wie es Ihnen geht, und Ihnen macht es was aus, wie es mir geht; wir hören jetzt nicht auf!“ „Aber ich bin so allein und keiner versteht es. ... Alle haben Menschen, die hinter ihnen stehen. *Die* brauchen keinen Therapeuten...“ Therapeutin: „Wie Sie Ihre Mutter am Leben gehalten haben, halte ich Sie jetzt am Leben!“

Doch die NTR war stärker. Als die Therapeutin einsah, dass wirklich jede Intervention die Situation nur schlimmer machte, und die NTR sich nicht auflösen ließ, kündigte sie ohne Groll an, die Behandlung mit 240 Stunden zu beenden und das Restkontingent auf das Thema Abschied verwenden zu wollen. Dies wiederum löste heftigen Protest aus: „Auch Sie lassen mich fallen. Ich bedeute Ihnen nichts. Sie haben Ihre Familie!“ und: „Sie lassen mich fallen, Sie geben die Hoffnung auf?“ Gleichzeitig wurde ihr klar, dass sie seit vielen Jahren Befriedigung aus Zurückweisungen zieht. Schon als Schülerin hatte sie sich immer hinten angestellt und allen den Vortritt gelassen. Oft ging sie dann leer aus. Es wurde ihr zögerlich bewusst, dass sie Befriedigung aus dem Benachteiligtwerden zieht. Das schockierte sie selbst. Beziehungen, die gut sind, muss sie zerstören. „Alles, was Sie sagen, trete ich mit Füßen!“

Es wurden dann gemeinsam die möglichen Gründe für die NTR zusammengetragen und besprochen. Dabei wurde deutlich, wie eng Charaktermasochismus und NTR zusammenhängen:

- Sie musste Demütigungen konstellieren und Schmerz aktiv aufsuchen, um dort die Mutter zu finden. Der Schmerz war Ersatz für die Mutter und Buße für ihr Versagen, sie nicht gerettet zu haben, und Entlastung vom Gefühl der Überlebensschuld und der Eifersucht. Sie konstellierte Situationen außerhalb der Therapie, in denen sie ungerecht behandelt wurde, was einer Selbstbestrafung gleichkam. Sie suchte immer wieder das Benachteiligtwerden auf und wiederholte schmerzhaft den Ausschluss aus der Bruder-Mutter-Dyade und die Misshandlungen und das Unfaire des Vaters. In der Therapie missinterpretierte und verzerrte sie Deutungen und fühlte sich dann von ihnen gedemütigt.
- Ferner war sie mit der Opferhaltung der Mutter und des Bruders sowie mit dem maßlos harten Über-Ich des Vaters identifiziert.
- Die Selbstzerstörung war auch Rache an den Eltern und der Behandlerin

- Sie konnte es nicht ertragen, dass die Bindung an ihre Mutter nachließ. Das machte sie sehr wütend. Und die Wut richtete sie gegen die Therapie.
 - Sie hatte auch Angst, von der Therapeutin abhängig zu sein. Die gemeinsame Arbeit zu zerstören, war dagegen Autonomie - und ebenfalls befriedigend.
 - Das Arbeiten an der NTR selbst war auch wieder demütigend; überhaupt war das gemeinsame Arbeiten demütigend, denn sie wollte nicht Patientin sein, sondern Tochter. Es gab einen Neid auf die Familie der Therapeutin und auf die Therapeutin, dass sie Familie hat.
-

Nachdem diese Punkte immer wieder in gemeinsamer Arbeit untersucht worden waren, wurde der letzte Verlängerungsantrag doch noch gestellt. Auch jetzt ist es noch so, dass Zoe Deutungen manchmal des Sinnes entkleidet, sie entstellt und dann gegen sich richtet. Oder sie bezeichnet andere Deutungen schlichtweg als Blödsinn, z.B. dass sie die **Zeit vor dem Tod der Mutter angehalten habe** und verleugnet, dass sie inzwischen eine schöne und erfolgreiche erwachsene Frau geworden ist. Immer noch versucht Zoe, die Therapeutin zur Zeugin ihrer Hässlichkeit, ihres Versagens und ihrer Perspektivlosigkeit zu machen: „Sehen Sie mich doch an! Ich bin 28. Ich habe nichts hingekriegt. Ich bin hässlich. Nie werde ich einen Mann und Familie haben. Ich habe nichts erreicht und werde nie etwas erreichen!“ Sie will, dass die Therapeutin an der depressiven Verleugnung teilnimmt und wenn diese das nicht tut, will sie ihr beweisen, dass sie doch ein Versager ist.

Aber noch geht die Arbeit intensiv weiter und gibt Hoffnung auf eine Veränderung zu Guten.

Ich (LW) möchte noch etwas zum letzten Punkt ergänzen, d.h. dass Zoe Frau Jung als Zeugin für ihre Hässlichkeit aufruft. Mir scheint es die Gegenübertragungsaporie zu sein, die uns vielleicht hier weiterhilft: Zoe versucht, die Analytikerin in die gleich hilflose Stellung zu versetzen, in der sie sich selbst befindet. Wenn diese Ja sagt, ist es nicht wahr; die Analytikerin nimmt an der depressiven Verleugnung des Guten mit teil und entwertet alles, was sie selber tut. Sagt sie aber Nein, muss Zoe nur noch stärker das Gute zerstören, indem sie ihr beweist, was für ein Blödsinn es ist, sie als schön, liebenswert und erfolgreich zu sehen. Sie zwingt Fr. Jung, entweder etwas wirklich Blödes zu sagen, oder aber dazu, das, was noch nicht blödsinnig ist, dazu zu machen.“

Mehr zur Verleugnung der Zeit in der NTR

Vor manchen Jahren berichtete ich hier wiederholt über die sehr schwierige Arbeit mit einer Studentin, Fiona, die in ihrem Studium, spezifisch in schriftlichen Aufgaben und Exemnsvorbereitungen so blockiert war, dass sie, je länger, um so mehr ihr ganzes Studium gefährdete. Jedes Versprechen musste gebrochen, keine Erwartung durfte erfüllt werden, und genau so ging es natürlich in der Analyse. Da ich früher schon so ausführlich über sie berichtet habe und die Fallschilderung auch demnächst in meinem nächsten Buch erscheinen wird, beschränke ich mich auf eine Synthese der wesentlichsten dynamischen Einsichten in die NTR und der systematischen Zerstörung von Erfolg überhaupt bei ihr.

“Double bind” und gespaltene Loyalitäten

Wir fragen uns: “Warum dieses zwanghafte Bedürfnis zu enttäuschen? Warum diese Notwendigkeit, mich vor jedem zu demütigen, der wichtig ist für mich?” Sie fühle sich immer als Betrügerin, daß sie nur so täte, als ob sie die Aufgabe gut erfüllen könnte, aber das nicht könne.

Eine wichtige Einsicht in jener Zeit und für die Psychoanalyse überhaupt war, daß es zuhause eine richtige “double bind message” gab: “Sei für uns erfolgreich, aber bleibe abhängig von uns! Bewähre Dich im Leben, und wir werden auf Deine Leistungen stolz sein, aber sei nicht autonom, bleibe passiv, höre nur auf uns! Wir haben immer Recht.”

Zugleich fürchtet sie bei jedem Erfolg, daß der Vater, der selbst ein Auf und Ab von Erfolg in seinem Leben erlebt hat, das Verdienst dafür (“the credit”) für sich beanspruche, und dasselbe nimmt sie bei ihrem übergeduldigen Studienberater und bei ihrem ebenso übergeduldigen Analytiker an. Auch diese Einsicht scheint nicht weiter zu fruchten. Ich erahne hinter diesem Beharren auf der Furcht vor dem Verdienstanspruch des Anderen einen ganz tiefen, aber stark abgewehrten Neid. Sie würde es mir und den anderen Vaterfiguren nicht gönnen, daß wir Teil an ihrem Erfolg hätten und sie dankbar sein müßte; so vergällt sie ihn unablässig. Ich spreche das gelegentlich an, wenn der Moment opportun erscheint, stets jedoch ohne überzeugende Veränderung.

Die Mutter steht in ständigem Streit mit dem Vater und sucht ihn, auch vor anderen, sogar ganz Außenstehenden, zu entwerten. Durch ihre massive Eßsucht bestrafe sie ihn ja auch. Ihr Lebensinhalt sei das Opfer- und Märtyrertum. Fiona schildert sie als sehr egozentrisch; auch sei

sie chronisch depressiv. Oft wenn die Kinder von der Schule heimkamen, saß sie noch im Pyjama herum, oder sie holte sie stark verspätet von Ballett- oder anderen Stunden ab und schützte sich dann mit Lügen. Sie zeige chronisch ihre Enttäuschung und müsse auch Mann und Kinder immer wieder enttäuschen, wenn sich diese über etwas freuen. Da sie sich für ihr Aussehen und die Unordnung im Haus schäme, sei es den Kindern nur selten möglich gewesen, Freunde nach Hause zu bringen. Das Lügen sei ihr, im Gegensatz zum Vater, fast zweite Natur - konnte sie sich doch in ihrer eigenen Familie nie wahrhaft ausdrücken. Da habe es nur gegolten, den Anschein zu wahren, nicht wirklich zu sein (663). Umgekehrt schämt sich Fiona darüber, daß ihre Mutter nicht ihren (Fionas) Freunden gegenüber großzügig sein könne. Trotzdem sucht Fiona bei ihr immer Hilfe in Angst und Verzweiflung und fühlt sich bedingungslos von ihr ermutigt und unterstützt; doch habe gerade diese vorbehaltlose Bestärkung etwas Unglaubliches oder Billiges an sich.

Andererseits fühlt sich Fiona schuldig dafür, daß sie der Familie entlaufen möchte, während sie gleichzeitig die Abhängigkeit nicht aufgeben will (632). Sie spürt, es sei etwas daran, daß sie mit diesem Verhalten an ihren Eltern in geheimer und unbewußter Weise Rache ausübe und fühlt sich auch zugleich schuldig über solche Rachedenken: sie sei ein undankbares, verwöhntes Ding (brat).

Wir kommen zur folgenden Einsicht, in meinen Worten: “Es besteht ein sehr tiefer Wunsch, erfolgreich und die Beste zu sein, besser als Ihre Eltern und Ihre Schwestern, und zugleich eine sehr tiefe Angst davor und ein Verbot dagegen... Es ist ein tiefer ‘double bind’: ‘Sei besser, als wir sind, aber sei nicht besser, als wir sind’, und das ist ein unlösbarer Konflikt. Daher müssen Sie sie immer auf Sie stolz machen und gleichzeitig sie enttäuschen.”

“Ich kann das bei meiner Mutter sehen: einen Teil, daß sie glücklich ist für mich, und einen Teil, daß sie Ressentiment über mich hat [resents me].”

“Und beim Vater: er will, daß Sie eine erfolgreiche Erwachsene seien, und zugleich kann er Ihre Unabhängigkeit nicht ertragen. Ich vermute, daß das sogar für ihr eigenes Leben auch gelte: daß sie selbst mit einem ähnlichen ‘double bind’ erzogen worden waren: ‘Sei unabhängig, aber denke nicht selbständig [be independent, but don’t think on your own]!’.”

Verschmelzung und Getrenntheit, Abhängigkeit und Unabhängigkeit, Unterwerfung unter Autokratie und Autonomie in der Willensbildung ist eine umfassende Grundpolarität, ein zentraler Konflikt nicht nur intrapsychisch, sondern sehr wesentlich innerhalb der ganzen

Familie und Familientradition. Die Trennung wird in der Tat als eine Untreue, als ein Vertrauensbruch erlebt, den die Patientin nun in zwanghafter Weise in ihren Versprechungen und deren Bruch reinszeniert - als Kompromißbildung zwischen den beiden Gegensätzen. Eine konkrete Ausgestaltung davon ist der in dieser Familie ständig schwelende Loyalitätskonflikt: sie versucht immer, es sowohl dem Vater wie der Mutter recht zu machen, und was dem einen natürlich gefällt, mißfällt dem anderen. Sie bestätigt, daß die beiden Eltern die Kinder ständig für sich im Kampf gegen den anderen zu gewinnen suchten. Das ist selber ein lähmender Konflikt: die Unterstützung für den einen gilt als Untreue gegenüber dem anderen. Treu dem einen zu sein, bedeutet, dem anderen nicht treu zu sein, und das heißt denn auch, daß es unvermeidlich wird, immer wieder ein Versprechen zu brechen (645).

Ein Teil dieses Konflikts ist es, daß jeder Erfolg zur Illoyalität werden kann, oder, um es breiter zu sagen: wenn sie sich gut fühlt oder sich besser weiß, muß dies ungeschehen gemacht werden. Das gilt natürlich auch für ihre eigenen heterosexuellen Beziehungen. Nur als Opfer ist sie annehmbar.

Natürlich ist auch die Therapie selbst ein Grund für einen intensiven Loyalitätskonflikt zwischen mir und ihren Eltern, und damit für eine negative therapeutische Reaktion: sie schade mehr, als daß sie nütze. Sie darf mir, wie ihrem Berater und Vater, nicht den Erfolg gönnen; sie muß uns durch ihren eigenen Mißerfolg zur Niederlage bringen. Auch hier ist es wieder eine Kompromißbildung zwischen Unterwerfung und Trotz, zwischen Suchen nach Annahme und Neid.

Beim Vater ist alles Perfektion und Kontrolle, ja grandiose Selbsterwartung, und bei der Mutter ist alles Versagen. Dies zu sehen und doch loyal zu bleiben, ist selbst ein Dilemma.

Sowohl Vollkommenheit wie Versagen werden zugleich erwartet. Und umgekehrt ist es in der Übertragung auf mich gerichtet: „Hilf mir, aber hilf mir nicht“. Sie läßt dem Anderen, mir - dem Boss, dem Vater, dem Berater - die Macht und Überlegenheit, ja das Rechthaben, und zugleich läßt sie uns versagen, indem sie selbst versagt.

„Das tiefe Rätsel für uns ist: Warum?“ Nach einem kurzen Schweigen deutete ich: „Da muß eine tiefe Schuld sein, und meine Hypothese ist, daß diese von den Loyalitätskonflikten und den double-bind-Mitteilungen stamme, wo Sie sich immer schuldig zu machen scheinen.“

Sie gibt eine einleuchtende Deutung: "Ich verpatze es absichtlich: 'Schau, ich bin nicht perfekt. Du hast mich trotzdem immer noch gern.' Das ist dasselbe, wie was ich in der 6. Klasse tat, als ich mein Projekt nicht ausführte. Ich war der Liebling der Lehrerin, und sie ließ es durchgehen. Sie sollte wissen, daß ich nicht vollkommen bin, und ich mußte wissen, daß sie mich trotzdem gerne hat."

Ich frage, ob sich dies nicht auch zwischen mir und ihr abspiele: „Ich will bestätigen, daß Sie mich noch gerne haben, auch wenn ich sie fortlaufend enttäusche.”

Mein Eindruck ist, daß die in sich selbst logisch widersprüchliche Natur von Erwartungen und Forderungen, eben ihre "double bind"-Natur, gegen den Hintergrund der inneren Konflikte ihrer Eltern und der unablässigen Streitereien zwischen ihnen sie chronisch traumatisierte, d.h. einen ständigen Verwirrheitszustand erzeugen mußte. Es besteht eine ständige Diskrepanz zwischen dem, was gesagt und dem was gemeint wird, zwischen dem, was die Worte sagen, und dem, was die Haltung und Mimik ausdrückt - die Definition des "double bind". Auf die Kommunikation ist kein Verlaß.

Die Frage, die sich mir stellt, ist nicht, ob, sondern in welcher Form spezifisch diese "double-bind"-Dynamik in der Übertragung wiederholt wird und durchgearbeitet werden kann. Manchmal gelang mir das in einzelnen Sequenzen, eben im Sinne des "Hilf mir, aber hilf mir nicht," oder "Rette mich, aber wehe dir, wenn du mich dabei machtlos fühlen läßt; ich zahle dir dies tausendfach heim." Oder: "Drücke vollsten Glauben an mich aus, daß ich es schaffen werde, und wenn du das nicht tust, bist du an meinem Versagen schuld. Tust du das aber, zeige ich, daß du ein Heuchler und Lügner bist und daß du es nicht ehrlich glauben konntest." Oder: "Hilf mir gegen meine Verdrängungen, aber ich vergesse sofort wieder, worüber wir gesprochen haben: Inzestphantasien, neid- und eifersuchtsvolle Aggressionen, die Lust am Leiden. All das wird sogleich ungeschehen gemacht."

Der Zwang, zu spät zu sein

Wenn ich mir diese Geschichte mit Hilfe von zwei Arbeiten zu vergegenwärtigen suche, erschlägt mich beinahe die Psychopathologie des Zeiterlebens und die sich im Hauptsymptom äußernde merkwürdige Behandlung der Zeit. Darauf weist uns eine 2003 erschienene Arbeit von Nancy Chodorow hin. Sie verknüpft die Beobachtung bei gewissen Frauen, daß sie, trotz bewußtem starkem Kinderwunsch, diesen immer wieder vereiteln, bis es zu spät ist, mit der

Verleugnung von Zeit und damit auch von Veränderung. Andere generative Tätigkeiten, wie schriftliche Arbeiten und Doktorat, werden aufgehalten, als ob es keine Zeit gäbe, als ob die Zeit gefroren wäre. Hinter dieser Pathologie des Zeiterlebens, nämlich einem Leben in Zeitlosigkeit, sieht sie frühe unbewußte Phantasien über die Mutter-Kind-Beziehung, die voll Zerstörung statt Generativität seien; "die Zeitlosigkeit der frühen Mutter-Kind-Bindung, die eine Frau in ihre eigene Wiederholung des Mutterwerdens übernimmt, hat eine abgetötete und verfallene (imploded) Qualität angenommen, statt die einer Schmetterlingspuppe (chrysalis). Statt daß die zyklische Zeit aktiv und in Bewegung wäre, hält sie an oder ist repetitiv zirkulär; die monumentale ewige Zeit friert ein. Die psychologische Uhr stoppt, wie Alter und Zeit stille stehen, die Zeit geht im Kreise herum, und die biologische Uhr ist ausgeschaltet" (S. 1189).

All das scheint nun in der Tat auf Fiona zuzutreffen. Vielleicht können wir aber noch mehr über diese Dynamik der Abtötung der Zeit sagen. Es gibt nämlich eine frühere Arbeit von Arlow (1984), die sich etwas allgemeiner mit diesem bedeutsamen Thema befaßt. Von einem der Fälle, die er beschreibt, heißt es: "... er wäre gerne immer ein Kind geblieben. Für ihn war die Flucht vor der Tyrannei der Zeit eine Flucht vor dem Tod... Wenn die Zeit angehalten werden könnte, würde nichts sich je verändern. Es gäbe kein Voranschreiten zum Tod" (S. 31). Bei ihm war es eine Rückkehr zur schützenden Mutter, bei anderen eine Verschmelzung mit Gott, dem Vater. Zeit bedeutet für diese Patienten Frustration auf verschiedenen Entwicklungsstufen, die Begrenzung durch die Wirklichkeit und die Begrenzung des Lebens durch den Tod. "Die Zeit wird zum Repräsentanten realistischer Notwendigkeit... Die Wurzeln der Rebellion gegen die Tyrannis der Uhr reichen in der individuellen frühen Entwicklung sehr weit zurück" (S. 15).

Ich würde als ganz Wesentliches zu diesem Thema hinzufügen, daß die Zeit ein Symbol sowohl für das Überich wie für die als traumatisch erlebte Trennung, ich glaube bei Fiona besonders von der geliebt-gehaßten Mutter, ist. Beide können sehr wohl mit Vernichtung und Tod gleichgesetzt werden. Wie ich in vorher zur NTR erwähnte, stellte dies auch Shelley Orgel (2007) in den Mittelpunkt.

Ich möchte dies jedoch noch etwas vertiefen. Fiona ist stark mit beiden Eltern identifiziert und in widersprüchlicher Loyalität an sie gebunden. In dieser Patt-Situation ist es ihr unmöglich, sie selbst zu werden. Die Zeit muß stehen bleiben, um das Wachstum, die Veränderung, das Erwachsen- und Verantwortlichwerden aufzuhalten. Die unvermeidliche Trennung wird als zu schmerzlich empfunden. Die Aufhebung der Zeit kann somit als Abwehr gegen Trennung, gegen Inzest, gegen Mord und Tod und schließlich gegen das Überich begriffen werden. Diese

Zeitlosigkeit oder der Zeitstillstand bedeutet Aufhebung der Grenzen und Verleugnung der Endlichkeit der Lebenszeit.

Für Fiona steht die Zeit seltsam still. Es ist mir bei ihr immer wieder aufgefallen, wie vage sie mit Zeitbestimmungen ist, wie sie oft nicht gestern oder morgen sagt, sondern Dienstag und Donnerstag, wobei es dann oft nicht klar ist, welche Woche sie meint. Es gab kaum je eine der 760 Stunden, in der sie rechtzeitig gekommen wäre. Alles, was mit Terminen zu tun hat, muß sie aufheben, brechen, verleugnen, ungeschehen machen. Auch ist es auffällig, wie sie die Nacht zum Tage macht, ohne dabei zumeist den Tag auch wirklich zur Nacht zu machen: Sie arbeitet in der Schule bis 6 Uhr morgens, hält sich mit Kaffein wach, geht dann nach Hause, schläft vielleicht, ruhelos und unterbrochen, 3 – 4 Stunden, versucht, wieder zu arbeiten, doch sei der Wert der Arbeit von 12 Stunden nur der von vielleicht zweien. Diese Verleugnung der Zeit hat eine ungeheure Zerstörungskraft. Ich denke an einen Sprengstoff, und Chodorov spricht denn auch von ‘imploding’, einer Art innerer Explosion.

Der Zwang, zu spät zu sein und damit alle Versprechen zu brechen und alle zu enttäuschen, ist 1. eine Wunscherfüllung: die Grenzen überhaupt zugunsten einer archaischen Verschmelzung aufzuheben, mit Mutter und Vater eine frühkindliche Vereinigung und totale Annahme zu verwirklichen, kurz, wieder ein Kind zu sein. 2. ist sie ein resoluter Trotz gegen die Realität und gegen das Überich, gegen alle Verpflichtungen und Einschränkungen, ein Protest dagegen, getrennt und begrenzt sein zu müssen, erwachsen zu werden und die sadomasochistische Sexualität überwinden zu müssen. 3. ist sie eine Form der Selbstbestrafung und ein Triumph des moralischen Masochismus, und damit auch eine Erfüllung sadomasochistischer Wünsche in allen Beziehungen und vermutlich auch in der Sexualität selber: Sie stellt sich als das Opfer maligner Kräfte außerhalb und in ihrem Inneren dar, und die Mißhandlung der Zeit und durch die Zeit ist ein Ausdruck dieser sadomasochistischen Kompromißbildung.

Doch möchte ich dieses Thema der Pathologie des Zeiterlebens hier theoretisch erweitern und vertiefen.

Eine allgemeinere Reflektion: Zeitstillstand und Abbrechen der Zeit

In einer 2004 erschienenen Arbeit unterscheidet Schmithüsen die positiv erlebte Zeitlosigkeit im Unbewußtem und in den Phantasien von intrauterinem Verschmolzensein vom quälend empfundenen, traumatogenen Zeitstillstand. Über diese führt er aus: “Bei stillstehender Zeit

handelt es sich um Phänomene der projektiven Identifikation von traumatischen Erfahrungen schwersten Beziehungsabbruchs, die im Individuum eine innere Erstarrung, tote Zonen, hinterlassen haben. In der analytischen Übertragungsbeziehung wird dieser frühe traumatische Zusammenbruch in den Analytiker verlagert und kann dort reflektiert, metabolisiert, symbolisiert und gedeutet werden. Der Analytiker erfährt bei sich das Phänomen des Zeitstillstands als Lähmung, als Tötung seiner analytischen Aktivität, und versteht dies als Wiederholung von Bindungsangriffen, der Zerstörung von Beziehung, als Desobjektalisierung oder radikalen Beziehungsentzug” (S. 293). Ich glaube, was ich vorhin über meine eigene Gegenübertragung geschildert habe, entspricht dieser Erfahrung Schmithüsens.

Vielleicht klingt dessen Gegenstück, das Schmithüsen dem Zeitstillstand entgegensetzt, im Wort aus einem Celan-Gedicht an: “Die Welt ist fort, ich muß dich tragen” (“Große, glühende Wölbung”, zit. von Eggers, Abschiedsvorlesung, Dez. 16, 2003), die Derrida auf das Erlebnis der Schwangerschaft bezieht - letztlich das Verschwinden der Welt in der Zweieinigkeit der Liebe, jenem fernen leuchtenden Gipfel (Wurmser, 2006, Wurmser & Jarass, 2007).

Dieses Thema des Zeitstillstandes verknüpft sich aber mit einer viel breiteren klinischen Erfahrung: dem Erleben der Diskontinuität, also des Abreißens der Zeit.

Wir stoßen hier auf die Kernphantasie des Vergessen- und Verlorenwerdens und des Selbstverlusts, das wir immer wieder bei schwer traumatisierten Patienten erleben. Ich erlebte es fast durchgehend in der Gegenübertragung bei Fiona: “Es gibt keine Kontinuität. Hunderte von Stunden sind wie ein Nichts. Ich tappe in einem Nebel der Gegenstandslosigkeit herum - des Nichthaltenkönnen, des Nichtfassens, des Nichterfassens, des Nichtgreifens, des Nichtbegreifens. Sie geht mir immer wieder verloren.” Fiona selbst verliert alles Gewonnene von Stunde zu Stunde: “Wie gewonnen, so zerronnen.” Dieses Erleben, oft symbolisiert durch Phantasien des Fallens und damit des leeren Raums (ich entsinne mich an kein Beispiel dieser spezifischen Phantasie bei ihr, doch kenne ich sie sehr wohl aus meinem eigenen Erleben bei ihr) wurde jüngst eindrücklich von Sheldon Bach (2001) in ihrer dynamischen Bedeutung beschrieben: “Es wurde zunehmend klarer, daß im Zentrum der vielfachen Phobien and Ängsten [Jeffreys, des beschriebenen Patienten] eine primäre Angst lag, vergessen zu werden, eine wortlose Furcht, in einem endlosen Purzeln aus dem Sinn seiner Mutter zu fallen und in das Vergessen der Nichterinnerung zu stürzen.” Als Kind war er wohl bekannt im Fundbüro des Kaufhauses von Macy’s, da ihn seine Mutter regelmäßig beim Einkaufen verlor. Auch in der Übertragung nahm er ständig an, daß der Analytiker vergessen habe, was er ihm erzählt hatte,

und mußte es sich ständig bestätigen. Er mußte aufsitzen, um sich des Gesichtes des Analytikers zu versichern und die Verbindung mit ihm wieder herzustellen. Die Angst, daß er sich in ziellosem Denken verliere, kulminierte in der schrecklichen Phantasie, daß er endlos in den leeren Raum hineinfalle. Bach spricht von einer Störung der Fähigkeit für “*evocative constancy*”, d.h. das Bild des anderen in sich hervorrufen zu können. Damit werde die Herstellung stabiler Repräsentationen und von Selbst- und Objektkonstanz behindert. “Das gegenseitige im Gedächtnis Behalten kann sehr wohl eine Bedeutung von Leben und Tod für Kind und Mutter haben.” Seine Angst war spezifisch die, nicht erinnert zu werden. Das Innenleben von Mutter und Vater zu verstehen sei überhaupt eine wichtige seelische Aufgabe während der Entwicklung, wobei das Prüfen von Übertragung und Gegenübertragung hilft. So sieht dieser Patient, wie das häufig geschieht, die sprunghaften Wechsel in der Mutter, den eklatanten Mangel an Kontinuität, was sich dann in der Interaktion mit dem Analytiker und in seiner Selbst- und Welterfahrung wiederholt. Sein ganzes Leben zerfällt in Stücke, in “diskrete und fragmentierte Momente”, unverbunden und sinnlos, nicht zu einem größeren Ganzen gehörig. Dies führt zu einem durchdringenden Gefühl, dumm und unbeachtlich, “nicht der Erinnerung wert” (*unmemorable*) zu sein. “... die spezifischen Erinnerungen und Erlebnisse gleichen einzelnen Perlen, die Kontinuität und Gestalt nur dann erreichen können, wenn sie zu einem Halsband aneinandergereiht werden. Die Schnur, an der sie miteinander verbunden werden, ist die kontinuierliche Existenz des Kindes im Denken (mind) der Eltern; diese gibt die Kontinuität, an der die Perlen des Erlebens zusammengebunden und zur Halskette eines zusammenhängenden Lebens werden” (S. 748). Gerade für diese Patienten ist die Häufigkeit der analytischen Stunden so wichtig, um eine solche, bis anhin fehlende Kontinuität in einer tiefen Übertragung herzustellen: “... damit ein solch zerstückeltes Leben zusammenkommen kann, muß der Analytiker den Patienten in seinem eigenen Inneren in kontinuierlicher Weise am Leben erhalten” (S. 749). Zugleich ist auch die Gegenbewegung nötig: das Bedürfnis, allein gelassen zu werden, unverbunden zu sein, sich abzulösen. Zugleich ist es wesentlich zu erkennen, daß die Diskontinuität und die Unverbundenheit selbst Folgen von Abwehrvorgängen in der Familie sind und als solche vom Patienten als Schutz v.a. gegen Wut und Gewalt gebraucht werden. Sinn- und Zeiterleben erwachsen aus dem Gefühl der Verbundenheit der Erfahrungen, wie sie durch das Erinnern des Anderen im eigenen Innenleben geschaffen wird.

Die Patienten sprechen oft darüber, wie sie “den Faden verlieren” und damit sich selbst, und damit in eine tranceartige Verwirrtheit verfallen, daß weder sie den anderen, noch der andere sie in Erinnerung behalten könne: “Ich kann Sie nicht mehr erreichen,” heißt es z.B. in der Analyse. Es ist die Phantasie vom verlorenen Kind. Diese wiederholt sich dann markant in der

Übertragung. Das verlorene Kind verliert aber sich selbst auch. Der tranceähnliche Selbstverlust ist in den schweren Neurosen etwas sehr Häufiges, besonders auch bei Alkohol- und Drogenabhängigen, die mit der Substanz diesen Zustand des Selbstverlusts aktiv herbeizuführen suchen, um ihn so zu kontrollieren. Das Verlorengehen ist aber selbst eine Familienabwehr gegen manifeste Aggressionen und wird als solche vom Patienten wiederholt. Oft sehen wir in den Familien auch die Flucht in die Religion, um der konkreten Begegnung auszuweichen, und indirekt auch der Aggression.

Ist es nun nicht so bei Fiona, daß auch sie in der völligen Lähmung und Arbeitsunfähigkeit verloren geht? Auch ihre innere Kontinuität wird ständig zerrissen, und das krampfhaftes Immerwiederneuschreiben desselben Satzes und Paragraphen ist wie ein verzweifelter Festhalten am Faden des Sinnes. Jedes gebrochene Versprechen ist eine gewaltsame Diskontinuität. Es ist, als ob sie dann den Anderen dazu zu zwingen suchte, ihr zu bestätigen, daß sie trotzdem, trotz ihrer inneren Diskontinuität, nicht verloren gegangen sei. Meine eigene Verzweiflung und Furcht, sie zu verlieren oder verloren zu haben, widerspiegelt diese archaische Bedeutungsschicht. Es ist zu betonen, daß auch dies durchaus im Netz von Trauma und Konflikt verwoben, nicht einfach ein Defekt ist.

Zu Bachs Ausführungen möchte ich aber noch hinzufügen, daß, wie ich glaube, in diesen Abläufen das Schamgefühl und überhaupt die Selbstverurteilung entscheidend mitwirken. Seelenblindheit, eben Vergessenwerden, bewirkt ein tiefes Unwertgefühl des Selbst.

Die Funktion des Überichs ist in vielen dieser regressiven Erfahrungen überaus wichtig, etwas, das in der modernen Literatur weitgehend übersprungen, nicht beachtet wird, also selbst einer ähnlichen Diskontinuität anheim fällt. Worauf ich mich beziehe, ist die Erfahrung, daß *das archaische Überich mit seiner Absolutheit der primitiven Affektregulierung dient*. Es ist eine wirkungsvolle Abwehr, aber zu ungeheurem Preis. Die dabei nötige Aggression, nämlich die massivste Selbstverurteilung, wird leicht von innen nach außen gewendet - als Haß, als Verachtung und v.a. als Vorwurf. Bei dieser *Externalisierung* ist es entweder der Überichteil, der draußen gesehen wird: "Sie verachten mich, sie wollen nichts mit mir zu tun haben, denn ich bin dumm;" oder es ist der Opferteil des Selbst, der Verurteilte, das Schamself oder das schuldbeleidete Selbst, das draußen erlebt wird: "Sie sind an allem schuld. Sie helfen mir nicht. Sie sind unfähig. Schämen Sie sich! Es ist eine Zumutung und Unverschämtheit, was Sie mir angetan haben!"

Damit sind wir aber wieder beim jetzigen Zeitpunkt (d.h. Frühling 2004) in der Arbeit mit Fiona angelangt.

Ihr Lebensthema: Urteilen statt Verstehen

Ich gebe nur einen Auszug aus zwei besonders aufschlußreichen Stunden Mitte April 2004:

Sie kommt seit langer Zeit zum ersten Mal zur Zeit und reflektiert über ihre Neigung, alles zum Urteil umzufärben. Auf meine Frage, ob nicht hinter der ständigen Schuldzuweisung in ihrer und vielen anderen Familien die unheilige Dreeinigkeit von Neid, Eifersucht und Ressentiment stecke, und zwar unter der Einwirkung einer Religion, in der alle Freude, Lust und Sexualität verpönt werde und damit ein ständiges Gefühl der Versagung, des Zukurzkommens erzeuge, antwortet sie, wie ihr Studienberater sie längst darauf aufmerksam gemacht habe, daß sie sich ständig entschuldige und immer sage: "I'm sorry:" "Ich habe ein chronisches Schuldsyndrom." Sie verfehle ständig das Ziel, im Kleinen wie im Großen. "Wo andere sich gar nicht entschuldigen, gebe ich sofort zu, ich sei minderwertig und ich sei keine Bedrohung, ich fordere dich nicht heraus. Bevor du etwas sagst, bin ich mir schon bewußt, daß ich minderwertig bin und mich ergebe."

"Worüber wir gestern sprachen, war der Versuch, zu entwirren: warum dieser Zwang, sich schuldig zu fühlen."

"Wir sprachen über den Zwang in der Familie der Mutter, sich selber zu opfern. Niemand darf sich an erste Stelle setzen. Man wird schuldig gemacht, daß man es nicht genießen kann."

"Und ich denke, das kommt stark von der Religion."

"Auf beiden Seiten der Familie." Sie spricht dann über den ganz starken Konflikt in ihr selbst und in der Familie als ganzer darüber, eine Karriere zu haben, gegenüber dem Wunsch, Mutter zu sein. Das erstere sei, in "brainwashing," als schlecht, selbstsüchtig, einsam und falsch hingestellt worden. Was gut sei und keinen Neid erzeuge, sei die Mutterschaft. Sie wolle aber auch nicht eine alleinstehende Mutter sein, sie wolle gegenüber dem Kind kein Ressentiment hegen, wie sie es so stark bei ihrer Mutter gespürt habe: "Sie ließ uns wissen, daß sie uns ihr Unglück anlaste."

“Das ist selbst Grund für ein riesiges Schuldgefühl.”

Es habe immer geheißen, mit nach oben gerollten Augen: “Du bist wie dein Vater, undankbar und nörglerisch. Sie kann sich niemals dazu bringen, etwas Positives über Dad zu sagen. Wenn ich sie frage, ob es nicht *eine* gute Eigenschaft (redeeming quality) an ihm gebe, gibt sie nur eine sarkastische Antwort. Sie kann ihm nicht verzeihen.”

“Und Sie fühlen sich am Ende schuldig; sie spüren das Ressentiment hinter der Schuldzuweisung.”

“Und dasselbe erlebte ich vom Vater, in Bezug auf sein Drama... Kinderhaben hatte schlechte Folgen für beide Eltern, und sie teilten uns das mit. Es wurde zu einer Schuldsache.” Sie erweitert die Untersuchung: “Beim Vater genügt es nie, zu versuchen, das Beste zu leisten; und einfach okay zu sein, ist nicht genug, sondern man muß ganz außerordentlich, *superexceptional*, sein.” Sie erklärt auch seine Risiken mit dem Zuspätkommen beim Reisen damit: bis zum letzten Augenblick nicht zu packen, dann zum Flugplatz zu rasen, und schließlich im Flugzeug zu sitzen: “Welch außerordentliche Tat habe ich vollbracht! Eine normale Person hätte das nicht zustande gebracht. Es ist dasselbe, als ich den Vortrag hielt mit Null Schlaf (zero sleep). Meine Freundin staunte: Wow, ich hätte das nie zustande gebracht! Es ist ein Selbsthandicap, damit es dann als Sonderleistung dasteht. Im Vergleich mit anderen Dissertationen soll die meine hervorstechen.”

“Und dann ist es niemals genug.”

“Ich versuche, und ich sehe, es ist es nicht. Und dann scheint es eine unmögliche Aufgabe zu sein, und ich gebe auf.” Sie vergleicht es mit der öffentlichen Demütigung bei Singkonkurrenzen am Fernsehen: Man denkt, man habe es gut gemacht, und dann: “Wie konnte ich mich so falsch eingeschätzt haben? Ich sage mir: Du dachtest, was du getan hast, sei in Ordnung. Ich kann mir dann selber nicht trauen, und nehme den strengen Richter vorweg, und zwar in Form eines immer strengeren und strengeren.” (758). Wie sie das Zimmer verläßt, sage ich: “Das war eine sehr gute Arbeit heute,” und erwähne René Spitz’s Anekdote von Freud: “Als Spitz bei Freud in Lehranalyse war, sagte dieser am Ende einer Stunde: ‘Das war eine sehr gute Arbeit. Sie verdienen heute eine Zigarre’. Spitz fragte: ‘Aber Herr Professor, wie steht es mit der Versagung?’ Worauf Freud erwiderte: ‘Ich habe die Regel aufgestellt, ich kann sie brechen’” (ich hatte dies von René Spitz selber gehört, als er an einem der Meetings der American

Psychoanalytic Association, ich glaube in Denver, 1975, über seine Erinnerungen an Freud sprach).

Rückblickend machte ich mich nun aber völlig darauf gefaßt, daß sie stark verstimmt am nächsten Tag zurückkommen werde und wohl keinen guten Tag gehabt haben werde, und zwar aus zwei Gründen: da sie in der Stunde ihre Eltern scharf kritisiert hatte, sich deshalb schuldig fühlen und diese Schuld dann mir und der Analyse ankreiden müsse, und zweitens, daß das Lob der guten Arbeit sofort in dessen Gegenteil verkehrt werden müsse, da sie sich nichts Gutes, keine Freude, keinen Stolz gönnen dürfe, daß sie nichts Schönes und Gutes verdiene, eben aus jener tiefen Schuld heraus, die ihrerseits viel mit mörderischer, aber schwer verdrängter Aggression zu tun habe. Ich war überzeugt, daß sowohl ihre Anklage gegen die Eltern wie ihre eigenen Selbstanklagen für das Positive auf mich projiziert, also in der Übertragung abgehandelt, auf mich verschoben würden.

Meine Erwartung wurde dann auch nicht enttäuscht. Sie hatte mein Lob fast unmittelbar nach der Stunde in ein sarkastisches Foppen (a sarcastic dig) verwandelt (“I twisted it around as if it had been a sarcastic, condescending pat on the back”), daß ich es nämlich herablassend lediglich auf ihre Schlußbemerkung gemünzt habe, etwa im Sinne von: “Was für eine Prachtseinsicht das jetzt wieder ist!”, nachdem sie, in Rivalität mit mir, meine Bemerkung zur Religion ausgelassen habe. Entsprechend war sie auch gleich wieder arbeitsunfähig. Dabei merkte sie durchaus, daß sie aktiv etwas Gutes in etwas Schlechtes verwandelte: “Ich vergesse dann die wirkliche Quelle und meine, Sie sind es und nicht mein Vater. Sie könnten es unmöglich ehrlich meinen, sondern wollten mich künstlich aufbauschen, um mich dann umsomehr zu demütigen.” Ihr beobachtendes Ich war also nicht ganz aufgehoben, aber die Urteilshaltung nahm sofort wieder überhand. “Sie verwandelten es dann in eine ganze Sequenz von Verurteilungen,” sagte ich und gab ihr dann eine Zusammenfassung der ganzen vorherigen Stunde, worauf sich ja wirklich meine Anerkennung bezogen hatte, und zugleich gab ich ihr die Deutung, warum eigentlich die negative Reaktion voraussagbar war. Sie nahm all dies an und erweiterte es: es werde dann zur Sache der Loyalität, daß ich gegen ihre Eltern sei. Ich formuliere es als scharfen Konflikt von Liebe und Bindung, Haß und Anklage, der zur Schuld führe und sie veranlasse, mir die Schuld für die Anklagen zuzuschieben. Sie stellt fest, daß sich etwas Ähnliches gegenüber ihrer Hauptfreundin, die die Abschlußparty organisiert hatte, abgespielt habe; aber nachdem sie hier all das angesprochen habe, sei ihr gestern abend eine völlig herzliche Konversation mit ihr möglich gewesen, ganz ohne Mühe und ohne Groll. Dabei sei das gar nicht bewußt geschehen, etwa daß sie sich eingeredet hätte: “Ich werde ihr verzeihen.” Etwas Ähnliches sollte auch ihren

Eltern gegenüber stattfinden. Ich sage, sie habe völlig Recht, das könne nicht einfach gewollt werden, und füge hinzu, daß die Enormität ihres Schuldgefühls mit der Intensität ihrer Wut auf die Eltern und des Gefühls des Unrechts zu tun habe. “Welch qualvolle (tortuous) Weise, durchs Leben zu gehen! Kein Wunder, daß ich so allein bin! Wer möchte schon sein Leben mit mir verbringen!” antwortet sie.

Gegen den Schluß zu schlug ich ihr vor, daß es ihr vielleicht helfen könne, wenn sich, bei allem Positiven, etwas wie gestern ereigne, diese Zerstörung des Guten, sich anzuhalten und zu fragen: “Von wo verschiebe ich jetzt, in diesem Moment, das Schuldgefühl? Es gehört nicht hierher. Wofür fühle ich mich wirklich schuldig?” Ich füge hinzu: “Und jetzt soll ich sagen, wir hatten eine schlechte Stunde?”; sie antwortet lachend: “Mit gar nichts Gutem darin!”

Mir scheint also das Schuldgefühl wie ein Rieselefant mitten im Zimmer zu stehen. Wie wir sahen, hat es eine ganze Reihe von Gründen: die Loyalitätskonflikte und die double-bind-Situationen, wo sie sich unweigerlich schuldig fühlen muß, die damit verbundene Hilflosigkeit und damit die Massivität ihrer Aggressionen gegen beide Eltern, alternierend in Intensität, aber wohl am allermeisten die Familienhaltung der Schuldzuweisung und die ganze, damit verbundene Grausamkeit. Gerade bei diesem Schuldzuweisen, dem *guilt throwing*, scheint mir, wie bei manchen anderen Patienten mit einem so verheerenden Schuld- und Schamgefühl, von besonderem Gewicht der nachhaltige Einfluß religiöser Unterdrückungen (constraints) gegen Lust, Freude und Sexualität in der Familiengeschichte zu sein, wo sich jeder chronisch enttäuscht, unbefriedigt, frustriert fühlt: “Ich bin zu kurz gekommen”, und so in sich ein giftiges Gefühl von Neid, Eifersucht und Ressentiment nährt. Hinter der chronischen Schuldzuweisung steckt diese unheilige Dreieinigkeit; um diese zu verdecken und sie nicht zu benennen, klagt man den anderen an, *blaming*. Dabei ist es unverkennbar, daß ihre Forderungen an andere, und in verhüllter Weise auch an sich selbst, absolut sind. Ihr Gewissen ist von rabiater Grausamkeit, wendet sich aber manifest vorzüglich gegen andere mit jenen unerfüllbaren Idealforderungen und damit der Rechtfertigung, die Grausamkeit des inneren Richters nun gegenüber dem Nächsten entladen zu dürfen. Es heißt nicht mehr: “Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!”, sondern **“Verurteile deinen Nächsten wie dich selbst!”**

Man läßt also den anderen sich schuldig fühlen, um so besonders den eigenen Neid verhüllt auszudrücken. Dies aber wirkt sich massiv auch in der Gegenübertragung aus. In dem ganzen Nebel, in dem ich mich immer wieder bei Fiona finde und herumtaste, steckt mein eigenes Schuldgefühl: daß ich wieder etwas falsch gemacht und mich dadurch an ihr verfehlt habe. Sie

läßt mich das erleiden, worunter sie selber leidet. Dies scheint das Wichtigste an der Übertragung zu sein. Und doch ist mehr daran.

Ich sage ich ihr: "In dieser Negativität liegt auch viel Macht." Sie erwähnt, daß sie uns allen mit der Entwertung und Verurteilung (des von ihr Geschaffenen) zuvorkomme. Ich denke, es sei mehr: die perverse Macht von **Triumph durch Niederlage**: "Manifest sind Sie die Leidende, aber es ist Allmacht versteckt in diesem Leiden." Sie höre es, aber verstehe es nicht, entgegnet sie. Ich erläutere: "Es ist immer Abwehr gegen Hilflosigkeit." Sie bestätigt es: "Jeder, der in einem Haushalt aufgewachsen ist, dessen Oberhaupt mein Vater ist, wurde hilflos gemacht." "Und jetzt geschieht es innerlich: Sie machen den anderen und sich selbst hilflos." Sie erwidert, sie widerstrebe jedem Abschluß (closure), der doch auch eine Art Trennung sei, und beschreibt die früheren Male, wo sie Aufgaben nicht beenden konnte. Ich sage: "Sie halten die Zeit an; Sie sind gefroren in der Zeit, um die Trennung zu vermeiden" (761).

Es ist, angesichts der äußeren Schwierigkeiten, die einen massiven Widerstand gegen das analytische Verstehen bieten, nicht möglich gewesen, die sexuellen Aspekte dieser Macht der Negativität und damit die Frage der zentralen Masturbationsphantasie und deren Reinszenierung in Charakter und Leben anzugehen. Daran, daß sie sadomasochistischer Natur ist, kann nicht gezweifelt werden.

Die Sexualisierung des Traumas

Durch Verleugnung der Zeit und des Sollens (should) muß sie nicht den Konflikt um den Abschluß der Arbeit (wann ist es genug?) entscheiden. Sie verläßt sich auf die äußere Kraft, die sie bezwingt. Daraus wird: "Sie wurden schwer traumatisiert. Doch ist die Natur dieser Traumatisierung nicht so klar. Mit jedem Termin wiederholen Sie die Gefahr eines neuen Traumas; Sie bauen sie auf, nicht um das Trauma selbst zu wiederholen, sondern um es zu vermeiden. Sie laden die Gefahr der Katastrophe ein, aber versuchen sie dann immer im letzten Moment zu vereiteln. Und etwas Ähnliches konnte sich im Sexuellen, mit den Vergewaltigungen abspielen. Die Sexualisierung ist selbst eine Weise, mit der Traumatisierung umzugehen, ist eine Abwehr. Wir können sie nicht übersehen. Damit meine ich keine Schuld; Sie haben nicht die Vergewaltigung herbeigeführt, nur Risiken genommen."

Sie fragt sich sogleich, ob die Vergewaltigung in Westafrika, wo sie nicht betrunken war, nicht der Selbstbestrafung gedient habe, da sie nicht zur Beerdigung ihres Neffens in die USA fahren

durfte: Es war ihr erster Schritt zur Unabhängigkeit, der in der Familie als selbstüchtig verurteilt wurde. Die Konstante ist: *“to court disaster, but in the hope of avoiding it* - eine Katastrophe einzuladen, aber in der Hoffnung sie zu vermeiden.” Sie fragt sich, ob sie Schläge zuhause verdränge. Die Schwester erinnere sich an solche durch die Mutter, bis sie zurückschlug. Wahrscheinlicher aber handelt es sich bei der Traumatisierung nicht um körperliche Schläge oder sexuellen Mißbrauch (wir erörterten auch diese Möglichkeit von Zeit zu Zeit), sondern um verbale und moralische Schläge zwischen den Eltern. Die Mutter habe den Vater ständig kritisiert, an ihm herumgenörgelt, bis er dann in Wut platzte. Sie standen immer am Rand der Trennung. Der Streit endete immer mit dem Bitten um Verzeihung - genau so, wie Fiona es jetzt mit den Aufgaben hält.

“Wie würden Sie das Trauma zusammenfassen?”

“Die Familie steht vor dem Zusammenbruch, und ich werde von wenigstens einem verlassen. Und als ich älter war, mußte ich einen gegenüber dem anderen wählen, und der verlierende Partner würde mich dafür hassen. Ich hatte Angst, daß der eine oder andere mich hassen würde. Mein Vater hatte diese Routine des verwundeten Hündchens, die mich schuldig fühlen ließ, und die Mutter würde es mir ins Gesicht schleudern; sie war unversöhnlich. Der eine: Du sollst dich dafür schlecht fühlen, da du mich verwundet hast. Die andere: Wenn du es nicht gern hast, wie ich dich behandle, sei dessen gedenk, daß es dein eigener Fehler ist. *Blame yourself!*”

“So ist der Beginn des Traumas der Wutausbruch des Vaters gegen den Hintergrund von Mutters Nörgeln (wirklich eher: von Beschämung und Verachtung)... und das Ausspielen der Kinder gegen den anderen Elternteil,” fasse ich zusammen.

“Ich habe die Szene im Sinn: Ich stehe beim Stuhl in der Stube. Die Eltern schreien auf der anderen Seite des Zimmers. Ich weine und rufe laut, sie sollen stoppen, daß ich nicht ihr Streiten wolle. Ich erinnere mich nicht, daß sie mich getröstet hätten. Sie sagten mir, ins Bett zu gehen.”

Sie schildert, wie angsterregend das böse Streiten zwischen den Eltern war und wie sie sich weinend zwischen sie gestellt habe. Sie wuchs in einem Haushalt auf, wo Liebe und Sexualität Schmerz und Scham bedeutete. Chronische Traumatisierung, die Gewissenskonflikte um Trennung und Abhängigkeit, und sadomasochistische Sexualität sind innig miteinander verquickt, doch widerstrebt sie sich bisher dieser Einsicht. Was dafür schließlich sehr erkenntnisnah erlebt wird, ist die folgende zusammenfassende Deutung, die ich ihr gebe: “Es

besteht kein Zweifel, daß Sie schwer traumatisiert wurden, und wir können diese Traumatisierung am ehesten mit den gegenseitigen Erniedrigungen und Schuldvorwürfen, den ständigen Streitigkeiten zwischen ihnen sehen, die dann mit den inständigen Bitten um Verzeihung enden. Das Trauma besteht in gegenseitiger Beschuldigung und Beschämung der Eltern und der damit immer wieder verbundenen Drohung des Zusammenbruchs der Familie und der Trennung. Mit jeder Terminsetzung reinszenieren Sie die Gefahr eines neuen Traumas, doch diesmal wäre es selber aktiv herbeigeführt. Sie bauen die Bedrohung selber auf, nicht um das Trauma selbst zu wiederholen, sondern um ganz nahe an den Abgrund von Schuld und Scham zu kommen und dann um Verzeihung zu flehen, und damit soll die Katastrophe wieder einmal abgewendet werden.“

Schließlich bestand die Patientin ihr Examen und den Studienabschluß erfolgreich, doch nicht ohne ein ähnlich katastrophales Ende bei der Abgabe der Endfassung ihrer Dissertation in letzter Minute zu riskieren. Daraufhin nahm sie die Einladung zu einer Vertretungsstelle bei einer humanitären Organisation in Afrika an. Doch ist es ihr sehr klar, daß die Analyse nur unterbrochen ist. Auch hat sie sich verpflichtet, die aufgelaufenen Schulden bei mir (über \$10'000) aus ihrem ersten Verdienst selber in festen Raten zu bezahlen und nicht mehr den Vater um Hilfe dabei zu bitten.

Was wir erzielt haben, ist ein wichtiger Teilerfolg; doch der “tragische Charakter” ihres Lebens ist keineswegs “geheilt”. Sie will weiter daran arbeiten, denn so könne sie nie glücklich werden. Dennoch hoffe ich, daß die jetzige Übernahme von Realverantwortung und Selbstbewährung es ihr in der Zukunft leichter machen wird, jene uns bekannten inneren Konflikte zu lösen und den uns noch nicht voll bekannten Kern der Neurose zu entdecken.

Nach ein paar Kurzmitteilungen und Teilzahlungen habe ich nichts mehr von ihr gehört.

Muss sich die Deutung immer auf die Übertragung beziehen, um wirksam zu sein?

Tag 4

Metapher als Konflikt, Konflikt als Metapher

Metapher als Brücke

In den letzten Jahren entwickelte und vertiefte sich das Studium der Denk- und Sprachform der Metapher zuerst in den kognitiven Wissenschaften und schließlich auch in der Psychoanalyse in faszinierender Weise. Was früher als eine unpräzise Weise des Denkens und Formulierens angesehen wurde, rückte mehr und mehr ganz ins Zentrum dessen, „how the mind functions“, was sich im Geistig-Seelischen ganz vom Anfang des Lebens an abspielt. So ist auch Wissenschaft ohne Hilfe der Metaphern, ja, als Teil ihrer Grundfeste, unvorstellbar, nicht als etwas, das überwunden werden müsste, sondern als unersetzbar für die Wahrheitsfindung. Dies steht in schroffem Gegensatz zu der früheren, positivistischen Ansicht, daß Metaphern vorwissenschaftlich seien und eine reife Wissenschaft ohne diese auskommen müsse.

Metapher baut eine Brücke zwischen zwei Bereichen des Erlebens (der Erfahrung). Sie lebt in der Spannung, ja Widersprüchlichkeit dessen, was sie zusammenbringt. In dieser Weise kann sie einzigartig befähigt sein, eine Theorie des Innenlebens aufzubauen, die ihr Zentrum in inneren Polaritäten, also in Antithesen hat, in inneren Konflikten in einem weiten Sinn, die ihrerseits nicht notwendigerweise an die Trieb- oder Strukturmetaphern gebunden sind. Umgekehrt enthält der Konfliktbegriff selbst ein Spektrum von Metaphern kriegerischer und gewalttätiger Bedeutung, wie Abwehr, auf einander stoßende Werte oder Kräfte, Zerrissenheit oder Zerbrochenheit, innere Teilpersönlichkeiten, die miteinander im Kampf stehen usw.

Doch möchte ich mit einer semiklinischen Vignette beginnen.

Eine Legende als Metapher

In der nicht-intensiven Psychotherapie einer Kollegin, die sich jüngst von ihrem Ehemann getrennt hat und immer wieder von Gefühlen großer Trauer, Einsamkeit, Wut und Sinnlosigkeit heimgesucht wird, spricht sie darüber, wie eine Kollegin von ihr die verhaltenstherapeutische Behandlung einer schwer kranken Patientin nach rel. kurzer Behandlung abgebrochen hat. Manche suchen dann wenigstens Supervision oder sogar Therapie bei psychodynamisch ausgebildeten Kollegen, fügt sie an. Ich erwähne einen eigenen Fall, wo ein sehr prominenter Vertreter dieser Richtung Hilfe in komplexen Arbeitsverwicklungen und Zusammenstößen mit Autoritäten bei mir gesucht hatte, die Therapie aber ständig, bei jedem Schritt, bei jeder Bemerkung von mir, subtil oder grob entwertete und diese nach einigen Stunden auch telephonisch ohne weitere Besprechung abbrach. Ich sagte, er schien verriegelt und verbaut, und ich dachte bei mir selbst an das Sicherheitssystem, das ich in meinem Haus nach einem scheinbaren Einbruchversuch kurz zuvor einrichten ließ und „Fortress Wurmser“ nannte. Magisch wird sie von einer Nummer geöffnet, gleichsam das Herunterlassen der Zugbrücke vor der ritterlichen Festung. Dann dachte ich, wie symbolisch dies aber auch für meinen eigenen emotionellen Rückzug während der langen, schweren Erkrankung meiner Frau und noch mehr nach ihrem Tod war und noch ist, ganz ähnlich dem, was meine Patientin jetzt durchlebt. Sie bemerkt dann, wie sie sich eben von ihrer Freundin unter Tränen verabschiedet habe, doch auch eifersüchtig wegen deren Zuwendung zu ihrem Enkelkind gewesen sei. Diese Gefühlsmischung erscheint im weiteren Zusammenhang ihrer Enttäuschung darüber, daß Schwägerin und Bruder sie eben für die Feiertage eingeladen haben und wie sehr sie unter der Selbstsucht ihrer Schwägerin leide. In dieser Einsamkeit und angesichts der Abweisungen verliere das Leben seinen Sinn. Ich spüre dabei auch den emotionellen Rückzug von mir, eben in ihre eigene Festung. Statt einer Deutung erzähle ich ihr aber eine Geschichte aus dem Talmud, die ich auch in einem meiner Bücher und in Vorlesungen schon erzählt habe:

Es ist die wunderliche Legende von Choni ha Ma'agal (dem Zirkelzeichner)(Ta'anith, 23 a). Bei einer großen Dürre flehte er Gott um Regen an. Als sein Gebet nicht erhört wurde, zeichnete er einen Kreis in die Erde, stellte sich hinein und gelobte, er werde ihn nicht verlassen, bis ihn Gott erhöere. Der Regen kam. Zuerst war er leicht, Choni bat für mehr, dann war er zu heftig, schließlich war er genug. Jedes Mal wurde sein Gebet erhört; das Volk ertrage weder zuviel des Guten noch ein Zuviel an Bestrafung. Daraufhin sandte ihm Rabbi Schim'on ben Shetach eine Botschaft, des Inhalts, daß er, Choni, sich wie ein verwöhntes Kind vor seinem Vater verhalten habe. Doch das Synhedrion ließ ihn wissen: "Den Demütigen rettet Gott. Du hast durch dein

Gebet ein Geschlecht gerettet, das durch Sünde gedemütigt ist... Du hast gewirkt dank der Reinheit deiner Hände."

Choni grübelte über den Sinn des 126. Psalms nach: "Als der Herr wandte Zions Geschick, da waren wir wie Träumende." Ist es möglich, daß ein Mensch ununterbrochen 70 Jahre lang träumen könne? Eines Tages sah er einen Mann einen Karobbaum pflanzen. Er fragte ihn: "Wie lange dauert es, bis er Früchte trägt?" 70 Jahre. "Weißt du, ob du so lange lebst?" Ich fand Karobbäume in der Welt. Wie meine Ahnen die für mich pflanzten, so pflanze ich diese für meine Kinder.

Choni setzte sich nieder um zu essen, und der Schlaf übermannte ihn. Während er aber schlief, umschloß ihn eine Felsbildung und verhüllte ihn, und er schlief 70 Jahre. Als er erwachte, sah er einen Mann, der die Frucht des Baumes sammelte. "Bist du der, der ihn gepflanzt?" Ich bin sein Enkel. "Es ist klar, ich muß 70 Jahre geschlafen haben!" rief er aus. Er kehrte nach Hause zurück und fragte: "Ist Choni der Zirkelzeichner noch am Leben." Die Leute antworteten: "Sein Sohn ist gestorben, aber sein Enkel ist noch am Leben." Da sagte er ihnen: "Ich bin Choni der Zirkelzeichner." Doch niemand wollte ihm Glauben schenken. Er begab sich ins Gebethaus, und dort hörte er, wie die Gelehrten sagten, es sei so klar für sie wie zur Zeit von Choni; denn er hatte alle Schwierigkeiten jeweils für sie gelöst. Da rief er aus: "Ich bin es - Ana neihu!" Doch die Gelehrten wollten ihm nicht glauben, und sie verweigerten ihm die ihm gebührende Ehre. Das schmerzte ihn tief; er bat um seinen Tod, und er verschied. Raba sagte: "Daher kommt der Spruch: **Entweder Gemeinschaft oder Tod - o chevruta o mituta.**"

Diese Erzählung kann mehrfach metaphorisch gedeutet werden, aber die hauptsächliche Bedeutung im jetzigen Zusammenhang ist natürlich, daß das Leben ohne Ehre und Respekt nicht mehr möglich ist. Es ist die tödliche Niederlage bei umfassender Beschämung: der Personhaftigkeit, der inneren wie der äußeren Identität verlustig zu gehen. Oder aber noch tiefer: daß man ohne innige Gemeinschaft und Liebe des Todes ist, und dass dies einen Hauptgedanke bei schwerer Trauer ausdrückt. Liebe ist innige Verbundenheit, ist völlig offene, rückhaltlose Nähe und das Glück des anderen Menschen als mindestens ebenso wichtig zu erleben wie das eigene. Dies sind natürlich nur meine jetzigen Gedanken, nicht was ich der Patientin im Augenblick sage.

Die Patientin fühlt sich bereit, jetzt zur Arbeit zurück zu kehren, und sagt: „Jetzt geht es mir wieder besser: als Sie mir die so schöne Geschichte erzählt haben...“

Dieser kleine klinische Ablauf wird in komplexer Weise von mehreren wichtigen Metaphern begleitet und akzentuiert - das Fallenlassen einer schwer kranken Patientin durch die Therapeutin, mit der oft anklingenden und ausgesprochenen Befürchtung in der Übertragung, daß ich sie nicht mehr wolle, daß ich sie fallen lassen werde, daß sie mir zuviel werde, und umgekehrt, daß sie selbst die Therapie abbrechen möchte und ihrer satt sei. Dann die Gedanken bei mir von „verriegelt und verbaut“ und die mir innerlich erscheinenden Bilder der Festung, und dann v.a. die talmudische Geschichte, die im Grunde eine sehr umfassende Metapher, eine Art Parabel, ein Gleichnis ist, wie sie als Denk- und Lehrfigur sowohl von Jesus immer wieder gebraucht wurde wie in den vielen Formen des Midraschs die gesamte jüdische Tradition begleitet und überhaupt für die Ideenwelt des Nahen Ostens charakteristisch ist. Patienten und wir Therapeuten brauchen ständig kleine und umfassendere metaphorische Redeformen, und ich möchte behaupten, daß wir umso bessere Therapeuten sind, je mehr es uns gelingt, metaphorisch zu denken: die Metaphern der Patienten zu enträtseln wie unsere Deutungen in Metaphern zu kleiden.

„Der Siegel des Geistes“

1977 veröffentlichte ich eine Arbeit im „Psychoanalytic Quarterly“, in der ich den Gebrauch von Metaphern in der psychoanalytischen Theoriebildung energisch gegen Angriffe positivistischer Denker, wie Schafer, Holt, Kubie und anderen verteidigte. Ich habe sie integriert im 9. Kapitel meines Buches, „Die zerbrochene Wirklichkeit“.

Seither gab es mehrere relevante Entwicklungen. Der wichtigste Schritt schien mir dabei darin zu bestehen, **metaphorische Prozesse (Vorgänge)** von **Metaphern** im traditionellen Sinn zu unterscheiden. Der Begriff der Metapher selbst ist an Sprache gebunden und ist eine Form der Symbolisierung, der Symbolbildung. Der erstere Begriff, der von den metaphorischen Vorgängen, betrifft einen biologisch tief verankerten Vorgang von Gleichsetzungen, die verschiedene Modi der Sinneserfahrung überbrücken, „**cross modal equations**“, die bereits bei Neugeborenen zu beobachten sind.

Die moderne, breiter angelegte Ansicht lautet daher prägnant: „Das Wesen der Metapher liegt im Verstehen und Erleben von einem Ding im Sinn von (in terms of) etwas Anderem... Unser begriffliches System ist zum großen Teil metaphorisch strukturiert; d.h. die meisten Begriffe werden teilweise in Form von (in terms of) anderen Begriffen verstanden“ (Lakoff und Johnson, 1979/ 2003, S. 5, 56). Dies gelte aber für weit mehr als nur Worte, sondern umfasse Verstehen,

Begreifen und Handlung: „Metapher ist primär eine Sache des Denkens und Tuns und erst abgeleitet eine Sache der Sprache“ (ibid., S. 153). Aragno spricht deshalb vom „**metaphorischen Denken als einer Grundaktivität der Seele** - metaphoric thought as a primary activity of mind“ (S. 33). Sie sieht (mit Borbely) den metaphorischen Vorgang (Prozeß) als zwischen dem Primär- und dem Sekundärvorgang befindlich. „Er ist ein Grundgesetz des Denkens (ideation), ein Prinzip der Synthese und Integration.“

Ich stellte daher 1989 im Buch „Die zerbrochene Wirklichkeit“ die Frage: „Ist nicht alle Erfassung der Wahrheit letztlich in der metaphorischen Tätigkeit des Menschen begründet?“ Spezifischer schrieb ich im selben Werk: „Naturwissenschaft ruht nicht, bis sie alles in mathematische Relationen aufgelöst hat. Die Geisteswissenschaften führen ihre Phänomene auf formal-stilistische Relationen zurück. Mag es sein, daß die Psychoanalyse alles auf Relationen von Polaritäten zu bringen hat? Ist ihr Idiom das der Metaphern für Paradoxe, für vielfache Refraktionen von Konflikten und Polaritäten? Lebt sie schließlich im Geiste der sokratischen Ironie, immer wieder, wie das Schöpferische überhaupt, jedes Wissen neu in Frage stellend, beunruhigend, stetsfort unterwegs?

„Rastlosigkeit und Würde - das ist das Siegel des Geistes.“ [Thomas Mann, 1933/ 1966, Joseph und seine Brüder, S. 50]

Und zeigt sie daher nicht mehr als alle anderen symbolischen Aktivitäten des Menschen die alles beherrschende janusartige Regel von Konflikt und Komplementarität?“ (Wurmser, 1989, S. 499/500).

Ich postulierte damals, daß die Psychoanalyse die Sprache der Metapher weder überwinden kann noch soll, wenn sie eine lebende Sprache, die die Kräfte der aufeinander prallenden Gefühle und Begehren ausdrückt und den anderen angeführten Aufgaben gerecht wird, bleiben will. Metaphern und aus Metaphern aufgebaute Modelle sind in der Tat das ihr gemäße Idiom, gerade infolge des wechselhaften und fließenden Charakters und der Widersprüchlichkeit von Gefühlen, Wünschen und Vorsätzen. Und diese sind es ja vor allem, die ihre eigentliche Domäne ausmachen.

Was immer der Analysand oder auch der Patient in (intensiver, exploratorisch-expressiver) Psychotherapie oder wir selbst in unserem inneren Dialog sprechen, zeigt Bedeutungsschicht nach Bedeutungsschicht (Freud 1895). Es ist gleichsam "Maske nach Maske" von

Seite -32-

Sinnhaftigkeit, die sich da dem aufmerksamen Zuhörer enthüllt. In allem, was gesagt, gedacht und gefühlt wird, öffnet sich eine Tiefe.

Wir versuchen, der psychologischen wie der historischen und philosophischen Vielschichtigkeit Rechnung zu tragen, des schönen Gleichnisses von Thomas Mann eingedenk: "[...] ihm [Jaakob] war, als wandelte er auf durchsichtigem Grunde, der aus unendlich vielen, ins Unergründliche hinabführenden Kristallschichten bestand, durchhellt von Lampen, die zwischen ihnen brannten" (Th. Mann, 'Joseph und seine Brüder', 1933/1966,188).

In etwas anderer, nicht minder wahrer Metaphorik: Alles ist wahr, und doch verwandelt es sich zur Maske. Alles ist authentisch und ehrlich, doch im nächsten Moment hat es sich zu etwas Inauthentischem, Unehrllich-Gleisnerischem verändert, im besten Fall noch zu einer Teilwahrheit. Umgekehrt haben selbst bewußte Lügen etwas Authentisches an sich; in ihrer Falschheit selbst reflektieren sie einen wahren Wunsch, noch ein "ehrliches" Bedürfnis. So paradox es erscheinen mag, so weiß doch jeder Kliniker um den Wahrheitswert, der auch in der Täuschung, der Vorspiegelung und der Berausung zu finden ist. Teilwahrheit und Echtheit mögen also auch in der Falschheit liegen. Selbst im Unfreundlichen und in der Kälte seines Wegstoßens liegt eine Art echter Bezogenheit; seine Maske der Ferne ist doch auch eine Form der Beziehung und spricht etwas aus.

Und umgekehrt gibt es keine Wahrheit, nicht einmal glühende Liebe und Freigebigkeit, der Dauer gewährt wird, so wie sich hinter der in Schönheit erhaltenen Maske der Jungfrau im Decamerone die Fäulnis von Pest und Tod verbirgt. Liebe verhüllt die „Sumpfb Blüten“ von Neid, Gier und Verzweiflung. Verzweiflung birgt mörderisches Begehren. Begehren überdeckt tödliche Verwundung und Eifersucht. Wo immer wir unser analytisches Skalpell ansetzen, stoßen wir auf Schicht unter Schicht und sinken gleichsam in ein bodenloses Loch, nicht nur von individueller Geschichte, sondern in eine Tiefe der Bedeutung und des Fühlens. "Küstenkulissen und Brunnenschlund" ist das schöne, mehrfach wiederholte Gleichnis, das Thomas Mann für die Geschichte der Menschheit braucht (Joseph und seine Brüder, z. B. S.20). Authentizität und innere Wirklichkeit besteht daher nie in endlicher Form; sie ist ein stetes Werden, Sichverändern, Korrigiertwerden, sie ist rastlos und dialektisch.

Das aber meint die durchgehend paradoxe Natur all dessen, was wir erleben - über die Vielfältigkeit der Bedeutung hinaus. Dies umschließt die historische Schichtung mit ihren mannigfachen "Verwerfungen" (Hartmann 1964), ist aber gar nicht auf diese beschränkt.

Eine weitere Beobachtung ist unausweichlich, die des schon von Kant beobachteten Paradoxes, nämlich daß wir zwar mit uns selbst identisch sind und bleiben und uns doch kontinuierlich verändern. In zugespitzter Form ausgedrückt: daß trotz unserer Gleichheit mit uns selbst wir nicht einheitlich, nicht eine Persönlichkeit sind. Es gibt sehr verschiedene, sich widersprechende Stücke in uns, gleichsam getrennte Figuren, Schauspielern auf einer Bühne gleich. Eine innere Stimme widerspricht heftig einer oder mehreren anderen. Platon spricht vom Streit zwischen dem göttlichen Anteil und dem kaum zurückgehaltenen Tier, der Vernunft und der Begierde. Im Phaidros erscheint es im schönen Gleichnis von den zwei Hengsten, dem vornehmen, der nach Schönheit, Wahrheit und Ehre strebt, und dem verdrossenen, dunklen, der nach sinnlicher Lust und Rache giert. Der Wagenlenker versucht sie zurück- und zusammenzuhalten, er reißt sie so heftig zurück, daß ihr Maul blutet.

Kaum ein Augenblick vergeht in der Analyse, in dem wir nicht solcher widerstreitender Teile der Persönlichkeit gewahr werden. So besteht die zweite wesentliche Beobachtung, nach der der Vielfalt der Bedeutungen, in der Vielfalt von inneren Persönlichkeiten, in unserem aufgeteilten Charakter, also in der absoluten Zentralität inneren Konfliktes. So wird denn unser Innenleben zum hervorstechendsten Beispiel für Heraklits "Krieg als Vater von allem" - Polemos pater panton. Die Wurzeln der menschlichen Seele sind die Gegensätze, die widersprüchlichen Bestrebungen und Gefühle. Das Geschick des Menschen erwächst aus innerem Konflikt. Die Wissenschaft des inneren Konflikts ist die Psychoanalyse. Damit verschiebt sich der Brennpunkt vom gespaltenen Erleben und dem Abgrund im Handeln zur Untersuchung des Innenlebens, zur Wissenschaft vom Konflikt. „Wir wollen die Erscheinungen nicht bloß beschreiben und klassifizieren, sondern sie als Anzeichen eines Kräftespiels in der Seele begreifen, als Äußerung von zielstrebigen Tendenzen, die zusammen oder gegeneinander arbeiten. Wir bemühen uns um eine dynamische Auffassung der seelischen Erscheinungen. Die wahrgenommenen Phänomene müssen in unserer Auffassung gegen die nur angenommenen Strebungen zurücktreten“ (Freud, 1916/1917, GW 11, S.62).

Und wenig später in den Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse heißt es: „Es ist wichtig, daß man rechtzeitig beginne mit der Tatsache zu rechnen, das Seelenleben sei ein Kampf- und Tummelplatz entgegengesetzter Tendenzen, oder nicht dynamisch ausgedrückt, es bestehe aus Widersprüchen und Gegensatzpaaren. Der Nachweis einer bestimmten Tendenz leistet nichts für den Ausschluß einer ihr gegensätzlichen; es ist Raum für beide vorhanden. Es kommt nur darauf an, wie sich die Gegensätze zueinander stellen, welche Wirkungen von dem einen und welche von dem anderen ausgehen“ (S. 72 f.).

Alles in uns kann als in Polaritäten aufgespalten gesehen werden. In rascher Folge vereinigen sich die Gegensätze und trennen sich wieder - Größengefühl und Minderwertigkeitsgefühl, Stolz und Scham, Verschmelzung und Absonderung, Bewältigung und innerer Zerfall, Geneigtheit und Abstoßung. Es ist nur das logische Gegenstück davon, daß auch die Gegenstände, Dinge wie Personen, unvermeidlich als fließend, sich wandelnd, ja auch als widersprüchlich erlebt werden - großartig oder beängstigend. Es ist eine Notwendigkeit, keinesfalls nur eine Sache einer bestimmten Pathologie, der Borderlinefälle. Auch unser Erleben zeigt in der Tat so radikale Extreme wie die Größe der Menschlichkeit in Kunst und Verständnis und die sich durch die Geschichte hindurchziehende äußerste Verworfenheit des Menschen (man lese nur Thukydides mit der Schilderung der Ausrottung von Melos und Mykalessos; oder das immense Maß an Grausamkeit im eben vergangenen Jahrhundert und innerhalb unserer Zivilisation!). Das Grundböse wie das Grundgute gehören zum Wesen des Menschen. Damit ist solche Gespaltenheit, das Extreme am Konflikt, eine Grundtatsache unseres Daseins.

“Des Ich’s Widerspruch und Wirrsal”¹ - Konflikt als fundierendes Konzept des psychoanalytischen Seelenverständnisses

“Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch - ein Seil über einem Abgrunde. Ein gefährliches Hinüber, ein gefährliches Auf-dem-Wege, ein gefährliches Zurückblicken, ein gefährliches Schaudern und Stehenbleiben,” heißt es in Nietzsches “Zarathustra” (S. 11). Ein ähnlicher Sinn liegt im Wort des chassidischen Meisters vom Anfang des 19. Jahrhunderts, R. Nachman von Bratzlav, das sowohl die existentielle Bedrohung des Menschen, äußerlich wie innerlich, durch eine abgründige Gegensätzlichkeit als auch die Aufforderung zum Mut, dennoch weiterzumachen, ausdrückt: “Die ganze Welt ist eine sehr schmale Brücke. Die Hauptsache ist es, gar keine Angst zu haben”². Über die Karamazovs sagt der Ankläger, es seien breit angelegte Naturen, “die fähig sind, alle möglichen Gegensätze in sich zu vereinen und gleichzeitig beide Abgründe zu schauen: den Abgrund über uns, den Abgrund höchster Ideale, und den Abgrund unter uns, den Abgrund der niedrigsten und schändlichsten Verkommenheit.”

Diese Zitate berufen sich auf die Vielfalt des Selbst und dessen Einheit, auf die Dialektik zwischen mehreren Selbstgestalten und dem Suchen nach dem authentischen Kern des Selbst. Das alles gründet sich aber in innerem Konflikt, m.E. der Zentralidee der Freudschen

¹ “Ja, dies Ich und des Ich’s Widerspruch und Wirrsal redet noch am redlichsten von seinem Sein, dieses schaffende, wollende, wertende Ich, welches das Maß und der Wert der Dinge ist” (“Zarathustra”, S. 33/34).

Psychoanalyse. Die Psychoanalyse als Behandlungsmethode, als Theorie und als Philosophie beruht nämlich auf der a-priori-Prämisse, daß das Seelische am besten durch die systematische Untersuchung von innerem Konflikt zu verstehen sei, in der Formulierung von Ernst Kris vor über 60 Jahren: "Psychoanalyse ist die Naturwissenschaft der Seele, ... die Psychologie der innersten geistig-seelischen Vorgänge, des Menschen im Konflikt" (1975, S. 348 f.). Wir können Psychoanalyse als die Methode definieren, welche die Subjektivität systematisch zu untersuchen und zu objektivieren strebt, und zwar spezifisch unter dem Gesichtspunkt einer konsequenten Konfliktanalyse. Alles, was den Blick von dieser Zentralität von Konflikt ablenkt, rückt an die Peripherie der Psychoanalyse. Es gibt andere, ebenso wertvolle, ja für andere Zwecke vielleicht wertvollere Verstehensformen des Seelischen, die nicht dieses Zentrum haben; sie ergänzen und erweitern unser Verständnis bedeutend, aber sie sind nicht Psychoanalyse.

Einerseits ist die Psychoanalyse die Behandlung des inneren Konflikts als einer lebendigen Gegenwart, in Übertragung und Widerstand; andererseits ist sie die sich ständig weiter entwickelnde und stärker differenzierende Theorie, die den immensen Komplexitäten, der Vielschichtigkeit solcher Konflikthaftigkeit, eben jenen durchhellten Kristallschichten, Rechnung trägt.

Der Vorgang des Deutens ist der Zugang zum Konflikt des Augenblicks - nicht zu einem Konflikt allein, sondern oft zu mehreren in einem gegebenen Moment, auf mehreren Ebenen, Konflikten in zahllosen Varianten bei einem Individuum. Alle diese Konflikte bezeugen sich durch Gefühle. Manche dieser Affekte sind von schwacher, ankündigender Eigenart, andere erscheinen in massiv bedrohlicher und überwältigender Form, wiederholen sich in stereotyper Gestalt, dringen störend ins ganze Leben ein und lassen sich nicht abwehren. Auf diese Affekte als Hauptmanifestationen des Konflikts an dem "Punkt der Dringlichkeit" muß ich mich konzentrieren: Was sagen mir die verschiedenen Formen der Angst und der Depression, der Wut und des Ressentiments, der Scham und der Schuld jetzt über jene innere Polarität, also über das Warum? Was sind die Formen des Selbstschutzes gegen die negativen Affekte, die Abwehrstrategien und -sequenzen, das Wie? Wo ist der innere Zwist am spürbarsten: in der Übertragung, oder in den gegenwärtigen Außenbeziehungen, oder in der Erinnerung - letztlich doch in allen dreien? Und wie kann ich dies auf eine so spezifische Weise formulieren, daß der Patient erkennen kann: "Dies stimmt jetzt, es ist wahr für mich," - spezifisch, nicht im allgemeinen?

² "Kol ha'olám kulló, géscher tzar me'ód. Weha'iqár lo lefachéd klal." Ich zitiere aus dem Buch von J. Abrams, "The Beginner's Guide to the Steinsaltz Talmud", S. 111

Alles andere wird Mittel zu diesem unmittelbaren Zweck: dem sich ständig wandelnden inneren Konflikt zu folgen und ihn dem inneren Beobachter vorzuweisen, damit die möglichen Lösungen erwägbar werden. Der innere Konflikt des Augenblicks dient so als Vertreter der ungelösten Lebensprobleme.

Dieses Denken in Begriffen vom Konflikt sich im Innern bekämpfender Kräfte ist tief in der literarischen Tradition im allgemeinen, der griechischen und jüdischen Denktradition eines dialektischen Zugangs zur Wahrheit im besondern verwurzelt. Innerer Konflikt wurde schon in altägyptischen Dokumenten beschrieben, z.B. im "Dialog zwischen dem Selbst und seinem Ba" im Mittleren Reich, um 2000 v. unserer Zeitrechnung (Assmann, 2002). Wir treffen ihn bei Homer und in den griechischen Tragödien an, in der Bibel, im Talmud und im Midrasch als Konflikt zwischen gegensätzlichen Strebungen, "Trieben" (auf Griechisch "*epithymíai*", auf Hebräisch "*jetzarím*"). Ich werde später darauf zurück kommen.

Konflikt ist aber wiederum nur *ein* Zugang, wie man sich gegensätzliche Kräfte auf jeder Ebene des Geisteslebens vorzustellen hat. Ihre Komplementarität ist ihr notwendiges Gegenstück. Zumeist handelt es sich nicht um ein schroffes Entweder-Oder, sondern um ein Mehr-oder-Weniger, ein Ausbalancieren, das sich allmählich im Laufe der Behandlung einpendelt - die Idee der Dialektik, Bohrs Motto: *contraria sunt complementa*, Gegensätze ergänzen einander (Holton 1973).

Durch die Geschichte der Philosophie erstand nämlich immer wieder die große Erkenntnis, daß Gegensätze sich nicht immer ausschließen müssen, daß es sich nicht immer um ein Entweder-Oder von scheinbar Unversöhnlichem handelt. Zwar gilt die aristotelische Einsicht in weiten Bereichen, daß Widersprüche logischer Art aufzulösen sind - daß nicht beide einander widersprechenden Aussagen zugleich wahr sein können; dieser Grundsatz der Logik gilt in der Tat weitgehend in den Naturwissenschaften. Doch gerade wenn es sich um tiefste Wahrheiten in Natur, Seele und Ethik geht, bedingen und bestimmen sich die Gegensätze gegenseitig; sie ergänzen sich und ergeben erst zusammen den vollen Sinn. Das von Niels Bohr als Wahr-und-Wahlspruch geschätzte Wort Schillers: "Nur die Fülle gibt die Klarheit, und im Abgrund wohnt die Wahrheit," - ein Wort übrigens, das auf die Antike (Diogenes Laertius) zurückgeht - bestimmt gerade auch uns Analytiker in unserem Denken.

So machen Konflikt und Komplementarität unseren Stoff, das menschliche Seelenleben, erst verständlich. Die Werte, Kräfte und Instanzen, die sich in unserem Inneren gegenüberstehen und

miteinander unablässig ringen, lassen sich nicht zu ausschließlichem Sieg bringen. So können wir den vorherigen Satz von Kris modifizieren und sagen, die Psychoanalyse beruhe auf dem **umgreifenden Prinzip einer Dialektik zwischen dem Verstehen aus dem inneren Konflikt gegensätzlicher Kräfte und Werte und dem Verstehen aus der Komplementarität dieser Gegensätze.**

Die Zentralität der Metapher für die psychoanalytische Arbeit

Wie von manchen Autoren bemerkt wurde, muß die Arbeit des Analytikers weitgehend metaphorischer Natur sein (Wurmser, 1977, 1989, s. Arlow, 1979, Sharpe, 1940, Caruth & Ekstein, 1966, Voth, 1970, Modell, 2003, 2005, 2009). Arlow sprach vor 30 Jahren von dem Ganzen der Psychoanalyse als einer metaphorisierenden Odyssee; sie ist im wesentlichen ein metaphorisches Werk (it "is essentially a metaphorical enterprise"; Arlow, 1979, S. 373, zitiert von Aragno, S. 45): „Der Patient wendet sich an den Analytiker metaphorisch, der Analytiker hört zu und versteht in einer entsprechenden Weise. Unter dem Einfluß von neurotischem Konflikt erlebt und nimmt der Patient die Welt auf metaphorische Weise wahr“ (Arlow, S. 373/374), und er beruft sich auf Empson, daß es Zweideutigkeit sei, die die Metapher ermögliche: „Zweideutigkeit verleihe der Sprache einen dynamischen Charakter, der es gestatte, die Sinnhaftigkeit zu vertiefen und zu bereichern, indem mannigfache Sinnebenen gleichzeitig verfügbar werden“ (Arlow, S. 373).

In der gegenwärtigen Welle des Interesses an Metaphorik schreibt Anna Aragno, die Sprache der Träume sei völlig metaphorisch (Aragno, 2009, S. 42). „Metapher ist dichterisch, nicht sachlich; ihre Botschaft ist imaginativ, nicht buchstäblich. Metaphern vermitteln nicht Data, sondern rufen Einsicht hervor; Bild und Begriff verschmelzen sich hier im Gedanken.“³ Das Merkwürdige dabei sei, daß metaphorische Wahrheit mit buchstäblicher Falschheit vereinbar sei (S. 36). Wahrheit ist immer relativ zu einem Begriffssystem, das zu einem großen Teil durch Metaphern definiert wird⁴. Es gebe keine absolutistische, objektivistische Wahrheit.

Ich schalte hier drei andere, miteinander in ihrer Idee verbundenen Parabeln ein, die wortwörtlich fiktiv, ja unsinnig erscheinen, doch eine viele tiefere Wahrheit aussprechen, als sie in einfachen Worten auszudrücken wäre: Die erste bezieht sich auf die Szene, wo Abraham Gott

³ “Metaphor is fictive, not factual; its message imaginative, not literal. Metaphors do not deliver data, but evoke *insight*; image and concept here fuse in thought” (p. 43).

⁴ “Truth is always relative to a conceptual system that is defined in large part by metaphor” (Lakoff/Johnson, 1979, p. 159).

um Barmherzigkeit für die Leute von Sodom anfleht: "Ferne sei es von dir, solches zu tun, den Gerechten mit dem Gottlosen zu töten" (Gen. 18.25). Rabbi Levi sagte: "Der aller Welt Richter ist, sollte der nicht Recht üben? (Gen. 18.25) Willst du, daß die Welt Bestand haben soll, so kann es nicht Gerechtigkeit geben. Willst du Gerechtigkeit, so kann die Welt nicht Bestand haben⁵. - Doch du willst die Schnur an beiden Enden halten und wünschst sowohl das Bestehen der Welt wie das der Gerechtigkeit. Wenn du nicht ein wenig nachgibst, kann die Welt nicht Bestand haben" (Midrasch Rabba, zu Genesis, XXXIX, 6).

In der ersten Schöpfungsgeschichte (I.1), heißt es: "Gott, Elohim, schuf Himmel und Erde." Der Gottesname Elohim stehe für Gott als Richter ("elohim" wird wirklich später in der Thora auch für menschliche Richter gebraucht) "nach dem Maß der Gerechtigkeit" (bemiddat haddin, nach Raschi), während es in der zweiten Schöpfungsgeschichte (2.4) JHWH Elohim heißt. JHWH stehe für Barmherzigkeit (rachamim). Raschi erklärt: "Er sah, daß die Welt nicht Bestand hätte, wäre sie nur nach dem Maß der Gerechtigkeit. Er gab dem Maß des Erbarmens den Vorrang und verband es mit dem Maß des Rechts."

Dazu (und zur selben Stelle Genesis 2.4) gibt es den folgenden Midrasch (Midrasch Rabbah, Genesis, 12.15): "JHWH Elohim: Dies ist wie ein König, der leere Gläser hatte. Es sagte der König: 'Wenn ich heißes Wasser in sie gebe, brechen sie. [Gieße ich] kaltes [hinein], brechen sie.' Was tat der König? Er mischte das warme mit dem kalten und füllte sie, und sie blieben bestehen. Also sprach der Heilige, gepriesen sei er: Schaffe ich die Welt in der Dimension der Barmherzigkeit, werden ihre Sünden groß sein. [Schaffe ich sie] in der Dimension des strengen Rechts, wie kann die Welt bestehen? Doch ich erschaffe sie auf Grund von Recht und auf Grund von Barmherzigkeit, auf daß (wehalwai!) sie bestehen bleiben wird!"

Diese drei als Parabeln auftretenden, ausgedehnten Metaphern habe ich schon mehrfach in klinischen Situationen benutzt, um die Natur des archaischen, rigiden Überichs zu beleuchten. Es ist auch eine Art Deutung, oder vielleicht eher eine „clarification“, und die eigentliche Deutungsarbeit, die auf die komplexe und individuell verschiedene Genese eines solch rabiatischen inneren Richters eingeht, ist dann der nächste Schritt. Die Figur des „inneren Richters“ als besonders prägnante und klinisch hilfreiche Metapher für das Gewissen stammt, wie schon gesagt, von Kant und wurde von Schiller und später von Lou Andreas-Salomé aufgegriffen.

⁵ "Im olam ata mevaqesch, en din; we'im din ata mevaqesch, en olam."

Aus der ganz anderen Kulturwelt Chinas, dem Denken von Kung Fuzi (Konfuzius), vermittele ich eine vierte Parabel und deren Deutung durch einen grossen Kenner: "Zi Gong fragte: 'Si, wem ist er gleich?' Der Meister antwortete: 'Du? Du bist ein Gerät.' Er fragte: 'Was für ein Gerät?' 'Eine Opferschale aus roten Korallen'" (Lun Yü, 5. Buch, 3. Kap.).

Dazu bemerkt Fingarette: "Das Individuum als einzelnes ist nur eine formbare und zerbrechliche Kleinigkeit, ein Werkzeug, das sich in etwas Glänzendes und Heiliges verwandelt, sobald es in der Zeremonie des Lebens dient. Doch spricht dies den Menschen und jedem Menschen die letzte Würde keineswegs ab; er ist keine sinnlose Ameise, die dem größeren Ganzen untertan ist. Seine Teilnahme am Göttlichen ist ebenso real und klar sichtbar wie die des Opfergefäßes, denn sie ist heilig (S.78)."

Die Dichtung, eben das Fiktive, kann wahrer sein als die Wortwörtlichkeit. So ist es mit der folgenden dichterischen Metapher: Angesichts der zwei gewaltigen Blizzards wurde ich jüngst sehr stark durch das Doppelgesicht dieser Naturgewalt von Schönheit und Schrecken an das Wort Rilkes erinnert: „Denn das Schöne ist nichts/ als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen,/ und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh't,/ uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich.“ In dem Wort steckt eine tiefe seelische Wahrheit: wie nahe doch auch Liebe und Tod, Eros und Thanatos sind, wie sie gerade in grosser Innigkeit miteinander verbunden sein können. Ähnlich heisst es im Hohelied (8.6): „Die Liebe ist stark wie der Tod; schwer wie die Hölle ist die Eifersucht“. In der Bewunderung der Grösse und Majestät der Gebirge verbirgt sich das Grauen vor seiner Unmenschlichkeit, die selbst wieder zum Symbol für die grauenvollen Mächte in unserem Inneren werden kann (H. Jarass): das archaische Überich, den Zerstörungswahn, die Urgewalt sexuellen Begehrens. Selbst die Schönheit eines Menschen gemahnt oft an Grausamkeit und erweckt Neid und Hass.

Die Dichtung als tiefere Wahrheit: Dostojewskij sah seine Arbeit nicht als Fiktion, sondern als eine Verdichtung des beobachteten Lebens. Der jungen Varvara Timofejeva, der Korrekturleserin in seinem Zeitungsverlag, die selber Schriftstellerin werden wollte, riet er: "Nie versuchen, etwas zu erdichten, weder Sujet noch Intrige, sondern das verwenden, was das Leben einem bietet. Es ist so unendlich viel ergiebiger als alles, was wir ausdenken! Die Phantasie gibt Ihnen nie und nimmer so viel wie das Leben, ganz gleich, wie gewöhnlich und alltäglich es scheint. Sie müssen Respekt vor dem Leben haben!" (Kjetsaa, S. 347).

Dieser Ratschlag läßt sich in einem tieferen Sinne als in dem eines positivistischen Sammelns von Fakten und eines photographischen Realismus, sondern eben in dem der dichterischen Synthese in Form von komplexen metaphorischen Prozessen verstehen. Im "Jüngling" weist Dostojevskij auf etwas ganz Bedeutsames hin, das **Wesensbild**, etwas, was wir von Platon und Aristoteles her kennen. Es ist eine Realität im höheren Sinn als das einfach faktisch Übermittelte: "Merke dir [sagt Versilov seinem Sohn Arkady], photographische Aufnahmen sind sehr selten ähnlich, und das ist leicht zu erklären: das Original, das heißt, ein jeder von uns, ist ja auch im Leben nur äußerst selten sich selber ähnlich. Das Gesicht eines Menschen zeigt seinen wesentlichsten Zug, seinen kennzeichnendsten Gedanken (*vyražajet glavnuju čertu svoju, svoju samuju charakternuju mysl'*) eben nur ausnahmsweise in Augenblicken. Der Künstler studiert das Gesicht, das er malen soll, und erhascht diesen eigentlichen Ausdruck des Gesichts, er errät sozusagen den Hauptgedanken des Menschen und gibt ihn im Bilde wieder, auch wenn das Gesicht des Betreffenden diesen Ausdruck während des Modellsitzens zumeist gar nicht hat" (dt. S. 702, russ. S. 453). Auch für uns gilt das sehr oft: Das Wesentliche eines Menschen zeigt sich in ausgesuchten Momenten, nicht nur im Aneinanderreihen von Beobachtungen, und es ist die Kunst, das genau Treffende auszuwählen.

Ebenso heißt es im "Idioten": "In Romanen und Erzählungen bemühen sich die Schriftsteller meist, ausgeprägte Typen der Gesellschaft aufzuzeigen und diese so plastisch und künstlerisch als möglich zu schildern - freilich Typen, die in der Wirklichkeit so mit Haut und Haar, wie sie geschildert werden, nur sehr selten vorkommen, und die dennoch nichtsdestoweniger fast wirklicher sind als die allerwirklichste Wirklichkeit selbst" (S. 523).

Thomas Mann spricht vom „Wesensbild“ des Gottes, an dem Abram arbeitete (S. 13).

Als Gegenstück dazu steht, was Amos Oz in seiner Autobiographie, „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“, schreibt: „Manchmal stellen Tatsachen auch eine Bedrohung für die Wahrheit dar... Die Tatsachen verbergen die Wahrheit - *lo pa'am ha'uvdot me'ajemot al ha'emet... ha'uvdot jesch lahen netija lehastir me'enenu ha'emet*“ (S. 60/61 dt., 41/42, hebr.). Das heißt, die Wahrheit ist oft nur metaphorisch, im weitesten Sinne dichterisch, voll zu erfassen.

Der metaphorische Prozess, mythisches Denken und Primärvorgang

Das Denken im Primärvorgang liegt sowohl dem neurotischen wie dem Traumprozeß zugrunde und gehorcht den Gesetzen, die Freud vor über 100 Jahren in der Traumdeutung herausgearbeitet

und Cassirer vor 90 Jahren für das mythische Denken analysiert hat. Da Metaphern mit Bildern arbeiten und gerade weil sie die Grenzen zwischen den Wahrnehmungskategorien überschreiten, appellieren sie an mythisches Denken, ohne sich natürlich mit diesem zu decken.

Mythen sind großartige Denkstrukturen, die die Erlebnisse in umfassenden, konkret geglaubten und von der weiteren Gemeinschaft als Grundwirklichkeit angenommenen Metaphern ordnen und so die Angst mindern. Andererseits zeigt schon die Etymologie des Wortes „Metapher“ die enge Beziehung zu einem Grundbegriff psychoanalytischen Denkens: „**Metaphorá**“ bedeutet nämlich nichts anderes als „Über-tragung“, metapherein = transferre = übertragen.

Diese Ansicht wird durch die Erforschung der Frühkindheit in erstaunlicher Weise erweitert. In vielfachen Experimenten wurde nämlich beobachtet, wie früh das Kleinkind die offenbar angeborene Fähigkeit zeigt, Formen der einen Wahrnehmungsmodalität in eine andere Modalität zu übertragen. Diese Fähigkeit zeigt sich schon beim Neugeborenen in frappanter Weise (s. Stern 1985. p. 47). „Solches Zusammenspannen von Berührungs- und Seherfahrungen kommt dank der angeborenen Natur des Wahrnehmungssystems zustande, nicht auf Grund wiederholter Erfahrung der Welt. Anfangs bedarf es keines Lernens“ (S. 48) Dies bedeutet aber auch, daß „das Kleinkind von den ersten Lebenstagen an abstrakte Repräsentationen von Wahrnehmungsqualitäten bildet und auf diese anspricht“ (S. 51)⁶. Das heißt aber, daß Abstraktion, also die Fähigkeit, formale Eigenschaften zwischen verschiedenen Sinnesmodalitäten zu übertragen, von allem Anfang an existiert, vor aller Erfahrung, also a priori ist, etwas unmittelbar Gegebenes. Metaphorisches Denken ist lediglich ein Sonderfall dieses fundamentalen Charakteristikums unserer Seele. **Der metaphorische Prozeß (Vorgang) ist eine angeborene Bereitschaft und manifestiert sich unabhängig von Sprache.**

Noch etwas mehr zum Primärvorgang: In einer 2004 erschienenen Forschungsarbeit beruft sich Linda Brakel (JAPA, S. 1137) auf eine Bemerkung Rapaports von 1951: „Wo der Primärvorgang herrscht, gehört alles zu allem, das eine Eigenschaft (an attribute) mit ihm teilt.“ Das heiße, man könne den Hauptunterschied zwischen Primär- und Sekundärvorgang auf Grund verschiedener Prinzipien von Kategorisierung sehen. Kategorisierung durch oberflächliche Assoziation, nämlich durch Attribute, sei in der Tat entscheidend für Primärvorgangsprinzipien, während der Sekundärvorgang auf Kategorisierung durch Beziehungen beruhe. Kategorisierung

⁶ Such "yoking of the tactile and visual experiences is brought about by way of the innate design of the perceptual system, not by way of repeated world experience. No learning is needed initially..." (p. 48). This implies "that the infant, from the earliest days of life, forms and acts upon abstract representations of qualities of perception" (p. 51).

durch Ähnlichkeit von Eigenschaften, „attributional similarity,“ bestehe im Zusammenpassen von konkreten, besonderen und oberflächlichen Bezügen, im Gegensatz zur Beziehungsähnlichkeit, „relational similarity,“ wo die Kategorisierung auf passenden Beziehungen zwischen verschiedenen Attributen beruhe. Ein Beispiel: Da Banane, Turm oder Zigarre eine äußerliche Formähnlichkeit mit dem Penis besitzen, können sie für diesen stellvertretend eintreten. Ihre Funktion ist dabei ohne Bedeutung. Ebenso mag sehr oft das Bergsteigen für den Sexualverkehr, Insekten und andere kleinere Tiere für Kinder, und Landschaften und Wohnungen für den Körper, namentlich den der Mutter stehen. Aber sie müssen das nicht tun. Auch da kommt es immer auf den Zusammenhang an. Metaphorische Prozesse beruhen auf einer Form des Primärprozesses, aber beschränken sich nicht darauf. Die beiden Begriffe überschneiden sich nur teilweise. Der metaphorische Prozess macht den Funktionswandel durch, der ihn so eminent befähigt, der Wahrheit oft näher zu kommen, als der rein logische Sekundärvorgang. Ich glaube schon auch, dass er eine Brücke zwischen diesen beiden baut.

Aristoteles definiert die Metapher in der Poetik als „die Übertragung einer Benennung, die eigentlich etwas anderes bedeutet, sei es nun von der Gattung auf die Art, sei es von der Art auf die Gattung, sei es von einer Art auf die andere, sei es endlich nach der Proportion.“ Er fügt später hinzu: "... so kommt es doch beim Tragiker am meisten darauf an, geschickt zu sein im metaphorischen Ausdruck ... es ist dies rein ein Zeichen glücklicher Begabung (*euphyias te semeion*), denn gute Metaphern erfinden heißt, das Ähnliche leicht wahrnehmen." (Poetics, 22. 16/17 - 1459a). Dieses „bei weitem Größte beim Dichter, das Metaphorische“ (*poly de megiston to metaphorikon einai*) ist, was den guten Analytiker ausmacht: die verborgenen Ähnlichkeiten aufzuspüren. Es sind Metaphern, Gleichnisse, die eine der wichtigsten Pfade sind, die, ganz ähnlich den Träumen, zu dem führen, was unbewußt ist.

Bekanntlich beruht die Kunst der Psychoanalyse weitgehend auf der Fähigkeit, "Übertragung" im weitesten Sinn wahrzunehmen, zu verstehen und kundig zu interpretieren; Übertragung von der Vergangenheit auf die Gegenwart, vom Seelenleben auf den Therapeuten, von einem Objekt auf ein anderes. Kann es nicht sein, daß genau diese zentrale Rolle der "Übertragung" logisch notwendig ist bei der analytischen Theoriebildung? Warum dies so sein könnte, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Liegt die Antwort etwa in Kohuts (1973) Gedanken: "In den meisten Wissenschaften gibt es eine mehr oder weniger klare Trennung zwischen dem Gebiet der praktischen, empirischen Anwendung und dem der Begriffsbildung und Theorie. Bei der Analyse jedoch... verbinden diese sich zu einer einzigen funktionalen Einheit" (S. 25)?

Diese philosophische Haltung wird der Komplexität des Innenlebens gerechter als es ein geschlossenes und dogmatisches Theoriensystem tun könnte. Theoretische Modelle sind metaphorische Darstellungen, die eine Annäherung an „die Wahrheit“ gestatten, aber nicht absolut sind; Modelle, die brauchbarer für den gegebenen Zweck (hier die Behandlung neurotischer Störungen) als andere sind. Alle Modelle der verschiedenen Schulen sind Versuche, kleinere oder größere Ausschnitte von Beobachtungen zu sortieren, manche brauchbarer als andere. Auf Grund solcher Modelle helfen und wirken die technischen Richtlinien mehr oder weniger, tun dies auf kurze oder lange Sicht und können leider oft auch schädigen. Diese sind die pragmatischen Grundlagen, auf denen sich in meiner eigenen psychoanalytischen Arbeit der Wahrheitsbegriff aufbaut. „Jedes metaphorische Erklärungssystem stellt für seine Vertreter das beste gegenwärtige Verstehen der Phänomene dar, die wir in unseren Behandlungen antreffen, und ist deshalb heuristisch nützlich, sogar wesentlich und unersetzbar für diejenigen, die diesem System folgen“ (Wallerstein, 2010).

Die Bedeutung der Metapher als Form der Konfliktsymbolisierung

Wenn die Psychoanalyse die Kunst und wissenschaftliche Erforschung der Interpretation unseres Seelenlebens ist, besonders der uns verborgenen und getarnten Anteile - d. h. wenn sie eine Form symbolisch verbundener, bedeutungsvoller Ganzheiten, Muster, Fäden und Sequenzen des Erlebens ist -, dann muß die Wissenschaft der Analyse in dem Maße umfassende, auf Metaphern aufgebaute "Modelle", "Rahmen" und "Mythen" beschreiben und entwickeln, wie diese praktischen Nutzen und theoretische Schlüssigkeit, Kohärenz und Integration gewährleisten. Sie benötigt Leitfäden und Wegweiser dafür, wie sie vom Anhäufen spezifischer Phänomene zu theoretischen Strukturen oder Ordnungen gelangen kann, zum Zusammenweben bedeutungsvoller Muster, die ihre klinische Nützlichkeit erweisen.

Wenn der Begriff metaphora in seiner umfassenden Bedeutung "von unten" aus gesehen (in der Therapie und dem Selbstverständnis) in der Tat wesentlich ist, so kann er - aufgrund des speziellen wissenschaftlichen Charakters der Psychoanalyse - ebenso "von oben" gesehen, vom Bereich der Theorie her, wesentlich sein (vgl. Lewin 1971, S.7).

Dies stellt sich als die Frage nach dem Isomorphismus der zu untersuchenden Phänomene und der Theorie, die diese beschreibend und schließlich auch erklärend ordnet. Je näher die Theorie an dem bleibt, was beschrieben wird, desto klarer tritt dieser Isomorphismus zutage. Doch verbürgt auch der Beziehungscharakter der Erklärung - das Sehen der Kausalität als Funktion,

als Beziehung in einer "psychischen Reihe" -, daß es sich um Gleichartiges handeln muß. Sobald man, um zu einer Erklärung zu gelangen, zu weit darüber hinaus greift (z. B. bei einem biologisch verstandenen Triebbegriff oder dem Prinzip des Wiederholungszwanges als biologischer Grundannahme), begibt man sich aufs Glatteis.

Doch liegt noch mehr in dieser tiefen Wesensverwandtschaft von Seelischem und Metaphorischem. Was ist eigentlich die Metapher? Wir haben ihre offenkundige Bedeutung anfangs angeführt, "a word substituted for another on account of the resemblance or analogy between their significations" (Whately, zit. nach Black 1962). So handelte es sich um einfache Substitution, eine Ersatzbildung ohne weitere Bedeutung? Das ist eine weite, doch philosophisch wenig interessante Definition. Die zweite, schärfere, sei die eines zusammengezogenen Vergleichs. Die eben gegebene Ansicht von Aristoteles ist eine solche "comparison view" (Black 1962, S.36). Als dritte wird von Black die von Richards vertretene "interaction view" angeführt; sie besteht in der Ansicht, eine Metapher stelle die **aktive, dynamische Einwirkung zweier Gedanken aufeinander dar**⁷, wobei der "Brennpunkt" ("focus") der Metapher, das gebrauchte Gleichnis, ein "System von assoziierten Gemeinplätzen" ("system of associated commonplaces") in sich berge, die in diesem Vergleich anklingen, und die den "Rahmen" ("frame") anders erscheinen lassen. Die Sicht werde also durch die Metapher verwandelt und neu organisiert.⁸ In dieser Transformierung durch die Implikationen liege die eigentliche, durch die Metapher vermittelte Einsicht. Die wortgetreue Wiedergabe verliere diese Macht der Erkenntnis.⁹

Diese Sicht wird weiter vertieft von Beardsley (1967, 1972) in seinem Übersichtsartikel in der Encyclopedia of Philosophy. Er spricht von zwei miteinander verwandten Theorien, der "iconic signification theory" und der "verbal-opposition theory". In der ersteren bestehe eine doppelte semantische Beziehung, wobei im Vergleich die wörtliche Bedeutung auf ein Bild mit für das Vergleichene wesentlichen Attributen hinweise. Bedeutsamer scheint mir die zweite Theorie,

⁷ "In the simplest formulation, when we use a metaphor we have two thoughts of different things active together and supported by a single word, or phrase, whose meaning is a resultant of their interaction." (Richards, zit. nach Black 1962, S.38). Er kommentiert: "To speak of the 'interaction' of two thoughts 'active together' (or, again, of their 'interillumination' or 'co-operation') is to use a metaphor emphasizing the dynamic aspects of a good reader's response to a nontrivial metaphor" (S.39).

⁸ "The metaphor selects, emphasizes, suppresses, and organizes features of the principal subject by implying statements about it that normally apply to the subsidiary subject" (Black, S.44 f.).

⁹ "... the set of literal statements so obtained will not have the same power to inform and enlighten as the original" (S.46).

nach der es sich dabei nicht nur um jene zwei Ebenen von Bedeutung, sondern um einen **logischen Konflikt von Hauptbedeutungen** handelt.¹⁰

Diese in der Metapher enthaltene Verschiedenheit, und ich würde hinzufügen, Gegensätzlichkeit und Spannung klingt mit, wenn Modell (1997, S. 106) die Metapher definiert als „das Einzeichnen (mapping) eines Begriffsbereiches auf einen verschiedenen Begriffsbereich, die in der Übertragung einer Bedeutung vom einen in den anderen“ besteht (zit. von Bornstein und Becker, 2010)¹¹. Ähnlich beschreiben die zuletzt genannten Autoren die Metapher (metaphorisch, in einer unvermeidbaren Zirkularität) als den „Leim, der gesonderte Aspekte des menschlichen Lebens über Zeit und quer zu verschiedenen Zusammenhängen verbindet und uns dadurch befähigt, zusammenhängende Lebensgeschichten zu bilden, die vergangenem und gegenwärtigem Erleben Sinn verleihen“¹² (Bornstein & Becker, 2010).

Demgegenüber betont Robert White (2010) „Kollision, Spannung und Gegensatz gegenüber Kollusion und Ähnlichkeit“ in der Metapher.

Ich stelle jenen „**logischen Konflikt von Hauptbedeutungen**“ in den Mittelpunkt meiner Erwägungen. Später werde ich im Zusammenhang mit Lao Tse über indirekte, d.h. metaphorische Präsentation von Konflikt sprechen, wo logische und Wahrnehmungswidersprüche indirekt affektiven Konflikt präsentieren.

Nehmen wir dies zusammen, liegt der Schluß nicht ferne, daß es sich bei **nichttrivialen Metaphern** um das Ergebnis eines **Konflikts geistiger Inhalte, gewöhnlich von solchen mit starker emotionaler Sinnhaftigkeit**, handelt. Ist nun die psychoanalytische Methode als das Studium innerer Vorgänge darauf gerichtet, das Wesen des Seelischen als Konflikt zu sehen, wie ich immer wieder betont habe, so zeigt es sich, daß die Metapher das Instrument par excellence sein muß, dem Konflikt Ausdruck zu verleihen. Die in der Metapher zur Geltung kommende Konfliktsymbolisierung dient dem Kausalverstehen, ist also im spezifischen und wesentlichsten Sinne erklärend.

¹⁰ "This theory, the Verbal-Opposition Theory, thus rests upon 1) a distinction between two levels of meaning, and 2.) the principle that metaphor involves essentially a logical conflict of central meanings" (Bd.5, S.286).

¹¹ "the mapping of one conceptual domain onto a dissimilar conceptual domain... resulting in a a transfer of meaning from one to the other"

Das Zerbrochene zusammenfügen

Zum Schluss der heutigen Vorlesung möchte ich noch etwas Interessantes zum Ursprung des Symbolbegriffes sagen.

Metapher ist eine spezielle Form von Symbol; metaphorische Prozesse sind hervorragende Formen von symbolischen Vorgängen. Dabei stoßen wir aber sofort wieder auf jene schon erwähnte unvermeidbare Zirkularität: wenn wir darüber sprechen, können wir dies nur tun, wenn wir auch Metaphern benutzen, gewiß verblichene, sogar unbewußt angewandte Metaphern, aber trotzdem Metaphern und metaphorische Prozesse. Etymologie ist weitgehend ein Studium des Auftauchens und der Entwicklung von Metaphern.

Die nächste Frage ist dann: Was ist die ursprüngliche Metapher, die hinter „Symbol“ steht? Es hat in beiden Weltkulturen, der westlichen und der östlichen, eine faszinierende Geschichte.

Das griechische Wort "*symbolon*" leitet sich vom Verbum "*symballein*" (zusammenwerfen) her und besitzt als ursprüngliche Bedeutung die des Zeichens, des Vertrages, namentlich die eines Zeichens des Wiedererkennens bei Gastfreunden. Es bestand in einem Täfelchen oder einem Ring, der zur Zeit des Abschieds entzweigebrochen worden war und nun, beim erneuten Treffen, zusammenpassen sollte (Benseler-Kägi 1931; Tzermias 1976). So fügt das "Symbol" zwei disparate Wirklichkeiten zusammen: Dinge und Bedeutung, Konkretheit und was wir "abstrakt" nennen.

Es ist übrigens faszinierend, daß man einen parallelen Vorgang in China beobachten kann: Das Zeichen für Minister (Qing, 青) ist abgeleitet von der Wurzel qing (清), die das Bild eines entzweigebrochenen Holz- oder Jadestückes war, mit derselben Bedeutung der Verifizierung der Würde.¹³ Ebenso leitet sich davon der Begriff des Schicksals, als himmlische Verordnung, ab, "ming" (命):¹⁴

¹² "the glue that links disparate aspects of human life, over time and across different contexts, enabling us to construct cohesive life narratives that give meaning to past and present experience"

¹³ "In ancient times the Emperor, when investing the feudatories or officials, handed over to them one half of a piece of wood or of jade diversely cut out; the other half was used to make the proof, as the modern counterfoil. The two pieces gathered are the 青, qing... When they appeared before the Emperor, or when they held the functions of their office, the feudatories or officials had this kind of sceptre in their hands. It was used also as a seal" (Wieger S.147). Abgeleitet davon (von dessen rechten Hälfte 青, dem Radikal 26, jie = Autorität, Abzeichnen) ist u. a. auch das Zeichen yin (印), für Siegel, Stempel, und davon der Begriff für das Drucken und den Druck yinshua (印刷).

¹⁴ "... means the decree by which heaven calls men to life and determines their fate" (Wieger S.47).

Die Ähnlichkeit geht jedoch verblüffenderweise noch weiter: Das (moderne) chinesische Wort für Symbol ist Fuhao (). Dessen erster Teil, Fu (), hat dieselbe Bedeutung wie die eben dargestellte: "vom Kaiser oder König zu Legitimationszwecken ausgehändigtes zweiteiliges Beweisstück aus Bambus, Holz, Jade, Bronze u. a., dessen eine Ausführung beim Kaiser oder König verblieb; ... Symbol, (Kenn)zeichen...; übereinstimmen, entsprechen; magisches Zeichen im Taoismus, um Teufel zu verjagen oder Menschen Unheil bzw. Glück zu bringen; Amulett, Talisman." Der zweite Teil, hao (), bedeutet Name, Bezeichnung, Zeichen, Kennzeichen, Merkmal, Nummer, Maß, (Trompeten-)Signal (Das neue chinesisch-deutsche Wörterbuch. Beijing, 1985).

Anknüpfend an die letzte Bedeutung, Signal, kehre ich wieder zur Welt der Griechen zurück: In Aeschylus' Agamemnon (V. 6 und 315) heißt die den Fall der Stadt Troja der Königin in Argos verkündigende Feuerbotschaft, die von Gipfel zu Gipfel staffettenartig weitergegeben wurde, "Beweis und Symbol" (tekmar... symbolon te). Hier hat das Wort bereits ganz unsere Bedeutung des "Symbols": das Feuer hat nur einen Sinn, den Inhalt der zuvor verabredeten Botschaft.

Andererseits finden wir ein Beispiel für den ursprünglichen Gebrauch in Platons Gastmahl im berühmten Mythos von Eros:

Zeus hatte die ursprünglich vollkommenen Menschen entzweigeschnitten. „Seit so langer Zeit ist demnach die Liebe zueinander den Menschen eingeboren und sucht die alte Natur zurückzuführen und aus zweien eins zu machen und die menschliche Schwäche zu heilen. Jeder von uns ist demnach nur eine Halbmarke von einem Menschen (anthropou **symbolon**), weil wir zerschnitten, wie die Schollen, zwei aus einem geworden sind. Daher sucht denn jeder beständig seine andre Hälfte (191).“

Ähnlich der chinesischen Bedeutungsentwicklung im magischen Taoismus, gibt es auch einen nahen mythisch-religiösen Symbolbegriff: In der orphischen Tradition über die Dionysosmysterien wird geschildert, wie der Gott als Kind von den Titanen mit der Beihilfe von "Symbola", namentlich durch einen Spiegel, weggelockt wird, dann von ihnen in Stücke zerrissen und später entweder begraben oder wiedergeboren wird. So wurde der Spiegel zum Symbol seines Todes - zu einem mythisch machtvollen, paradox bewerteten, heiligen Objekt, da Tod auch Seelenwanderung und Befreiung bedeutete, also zu einem Symbol der geistigen

Wiederauferstehung und Erfüllung wurde (Guépin 1968, S.241 - 251). Es erscheint wieder im Spiegelbild des Narzissus und damit in unseren neuen Narzißmustheorien (Kohut 1971).

Ähnlich spricht Scholem über das mystische Symbol: „Im mystischen Symbol wird eine Wirklichkeit, die in sich selbst, vom Menschen her gesehen, keinen Ausdruck hat, unmittelbar in einer anderen Wirklichkeit transparent... Steht also in der Allegorie ein Ausdrückbares für ein anderes Ausdrückbares, so steht im mystischen Symbol ein Ausdrückbares für etwas, was der Welt des Ausdrucks und der Mitteilung entrückt ist. Man möchte sagen: es steht für etwas, was aus einer Schicht kommt und ihr zugehört, die ihr Gesicht, uns abgewandt, nach innen kehrt. Ein verborgenes Leben, das keinen Ausdruck hat, findet ihn im Symbol. Das Symbol ist solcherart zwar auch Zeichen, aber nicht Zeichen allein“ (1957, S.29).

Kontakt:

Prof. Léon Wurmser
904 Crestwick Road,
Towson, Maryland 21286
USA